

JENSEITS

2022

Erste Enge

Siebzehn Jahre, die Gefühle gehen durch. Wie zu keiner anderen Zeit während eines modernen Menschenlebens ist der Heranwachsende, der Jugendliche, geprägt von einer Flut an Eindrücken, die er mit den sonst sachlichen Lehren seiner Schulbildung und außerschulischen Erfahrung zu vermengen hat. Nicht jedem gelingt das ohne Hürden. Und manche meinen sich in ihrer Gefühlsfülle dergestalt endgültig, daß sie glauben, es gäbe nichts mehr danach.

Insbesondere die Liebe, in all ihren schönen und abstoßenden Facetten, hat die Macht, den Geist der Jugend zu vernebeln; so sehr, daß sie Erträumtes für Wirklichkeit hält. Nicht selten geschieht, daß sich die jungen Männer noch während ihrer Schulzeit in eine Klassenkameradin verlieben, manchmal nicht einmal wissen, weshalb; denn schauen sie in deren Gesicht nach Jahren, etwa auf einem Klassenfoto, dann wähnen sie sich des Unverständnisses, wie man sie sonst nur einer großen Torheit entgegenzubringen weiß. Die Verliebten erfahren zuweilen auch die Kehrseite, nämlich die Eifersucht. Es ist eben jenes spannende Wechselspiel zwischen Qual und Genugtuung, die den jungen Menschen zur Unvernunft verleitet; die ihn wahllos und unbedacht Entscheidungen treffen läßt; die ihn martert und zehrt, aber auch beglückt und befriedigt, und sey es nur der bloße Gedanke an die Verehrte.

Leberecht, von dem ich jetzt erzählen will, steht in eben jenem Alter. Doch zu seinem Glück (oder Unglück) verdingt er sich bisher nicht in so einer Verstrickung, wie ihr einige Freunde bereits ergeben sind. Jetzt, während der letzten Klassenstufen, haben die meisten seiner Mitschüler bereits

eine Partnerwahl getroffen, ob nun innerhalb oder außerhalb der Schule. Reden wir von Leberecht, dann hat das wohl kaum mit seinem Aussehen oder seinem Charisma zu tun. Ganz im Gegenteil: Selbst ihm ist nicht entgangen, daß ihm manche Mädchen in den Pausen hinterhersehen; er ist willkommen im Kreise der Diskutierenden, und seine Einwände werden ernst genommen, weil er sie gut verkaufen kann. Ein Rhetoriker, ein Romantiker, ein gutaussehender Kerl inmitten vieler, die sich für unwiderstehlich halten. – Die jugendliche Demut ist endlich.

Jedenfalls kommt es so, daß Leberecht, der ja als Schüler einer Kleinstadt in keiner Weise gebunden ist, eines Tages ein Schwimmbad, genauer ein Vergnügungsbad, betritt. Wie jede Woche übt er an den langen Bahnen seine Ausdauer, seitdem er einmal gelesen hatte, daß gerade das Schwimmen alle Muskelgruppen fordert. So schwimmt und taucht er dahin, und erfreut sich seines prächtigen Körpers, wann immer er das Becken verläßt, oder Gleichaltrigen begegnet. Darüber hinaus findet er tatsächlich Gefallen am Schwimmen, aber davon soll die ungewöhnliche Geschichte nicht handeln.

Wie so oft, pausiert er zwischen seinen Trainingszeiten, indem er die restlichen Attraktionen des Schwimmbades erkundet: Die Rutschen, den Strömungstunnel, die Sprudelbäder, und all die anderen albernen Gelegenheiten, mit denen man den einfältigen, vergnügungssüchtigen Besucher durch bloßes Wasserformen erfreuen kann. Gerade folgt er dem Beckenrand, beobachtet die Badegäste, wo sich

eine Lücke ergebe, in die er langatmig tauchen könne. Auf diese Weise gelangt er zur sogenannten unterirdischen Grotte, das ist ein kleines, abgeschlossenes Gewölbe von nur einigen Metern Durchmesser, an dessen niedriger Decke das angeleuchtete Wasser in tausenden Mosaik-Steinchen funkelt. Am hinteren Rand dieser Höhlung gibt es einen Wasserfall, der mit dichtem Band eine undurchsichtige Barriere erzeugt. Das Besondere nun ist, daß dieser Ort nur tauchend zu erreichen ist: Vom restlichen Hallenbereich ist jene Grotte durch einen kurzen, unter Wasser liegenden Tunnel verbunden, auf den zahlreiche Pfeile und Warnschilder hinweisen. – Einer der Gründe, weshalb nur die wenigsten diesen Ort betreten mögen.

Lange hat er diesen Bereich nicht mehr besucht, dabei ist es ein magischer Ort: Das kleinste Geräusch, ja selbst das Atmen, erzeugt an der flachen Kuppel einen beängstigenden Widerhall, sodaß man ganz instinktiv angehalten wird, möglichst leise zu sprechen, wenn überhaupt, zu flüstern. Da Leberecht alleine dort ist, genießt er in seinem Schweigen die Stille seiner selbst und das berauschte Dahinplätschern des Wasserfalls.

Auch diesmal schließt er die Augen und füllt seine Lungen mit Luft, die er mit geschlossenem Mund in sich behält. Dann dreht er sich auf den Rücken und läßt sich treiben. Hier ist er so alleine, wie man nur alleine sein kann. Und eben das möchte er.

Was nun ist Leberecht für ein Mensch? Einen Einzelgänger könnte man ihn schon nennen, denn er gibt nicht das geringste auf sein Ansehen oder die auf ihn fokussierte Meinung. Nun will man widersprechen: Wenn er sich denn eitel in seinem Körper betrachtet, dann müsse er doch et-

was auf die Meinung der anderen geben – richtig? Doch gibt es einen Unterschied in der Freude über sein Aussehen, und dem Zwang, etwas auf die Ansichten der anderen zu geben. So versteht er sich in einer Blase des Wohlwollens lebend, die er im Rahmen seiner Möglichkeiten zu formen weiß. Selten ist sich so ein junger Mensch seiner Lebenstage bewußt, nämlich, daß er erst am Anfang stünde; dort, wo sich die Ausgezehrten hinwünschen; und sein ganzes Leben noch vor sich habe. Ob er heute im Schwimmbad nur eine oder sechs Stunden zubrächte, ist ihm daher gleich. Auf ihn soll das Schicksal wirken, und ebenso, wie er von den kleinen Wellen hin- und hergestoßen wird, so soll auch sein Wesen greifbar für alle Einflüsse sein. Er ahnt nicht, daß unlängst etwas von ihm Besitz ergriffen hat:

Denn er hört, die Ohren unter Wasserbedeckung, daß sich das gleichmäßige Plätschern des Wasserfalls verändert hat; so als müsse es um ein zusätzliches Hindernis rinnen, bevor es sich mit sich selbst vermischt.

Vorsichtig öffnet er die Augenlider, und durch die sich gewöhnende Dunkelheit kann er zunächst wenig erkennen. Im Grunde eine gefährliche Sache für all jene, die hier, unter einer nach außen abgeschirmten Kuppel, die Orientierung verlieren und ertrinken könnten. Leberecht starrt in die Finsternis, dann zum Wasserfall. Je mehr Lichtfunkteln seine Augen wahrnehmen, desto mehr kann er Details ausmachen, etwa die einzelnen Wasserstrahlen, die sich erst im freien Fall zu einer beinahe undurchsichtigen Wand vermischen. Doch da ist nicht nur das Wasser; da ist etwas anderes — hinter dem Wasserfall!

Eine Silhouette formt sich ab: Kopf und Schultern, wenn man sich das soweit einbilden will. Ganz unbewegt steht

eine Person hinter der Wasserwand, blickt ihn mit eben jener Beharrlichkeit an, die er der Erscheinung entgegenbringt. Ob er den Fremden ansprechen soll? Oder wäre es albern, wenn derjenige keine Antwort gibt und sich alles als Einbildung herausstellt? Vielleicht wäre er dann umso beruhigter?

Schließlich sollte es erst recht unheimlich werden: Denn es geschieht, daß ein nach vorn gestreckter Finger die Wasserwand durchsticht, und den nassen Vorhang aufspaltet. Der Finger ist schmal und mag daher zu einer Frau gehören. Er bewegt sich weiter voran, bis endlich eine Hand und dann ein Teil des Armes erscheint, unmittelbar auf ihn zeigend. Einerseits ist nun die Gegenwart einer Person hinter dem Wasserfall bestätigt; andererseits ist er sich nun sicher, daß all das tatsächlich auf eine Frau hindeutet. Noch sieht er so gut wie nichts von ihr, doch schon jetzt verzaubert ihn die elegante Haltung, das heißt der vorgestreckte Zeigefinger, schön und grazil in der Form, dazu die sich locker angleichenden restlichen Finger, einer nach dem anderen eingefahren, daß nur der eine die Richtung vorgibt. Und nun, da die Bewegung ruht und der Finger noch immer auf ihn zeigt, ist es an ihm, den nächsten Schritt zu tun.

Was soll das alles?, fragt er sich. Wer ist diese Fremde, die ungeniert auf ihn zeigt? Was will sie von ihm? Soll er ihr zum Gruß die Hand schütteln? Warum will sie nicht vortreten, um sich im Ganzen zu zeigen? Warum diese Geheimniskrämerei um eine scheinbar banale Begegnung? Immerhin, und das mag betont sein, verliert er jede Angst vor der unbekanntem Gestalt. Was soll eine so sanft gereichte Hand ihm schon Böses wollen?

In bedächtiger Langsamkeit nimmt nun auch er seine

Hand aus dem Wasser, richtet sie der schwebenden Hand entgegen, zögert ein letztes Mal und spiegelt dann die Geste, indem er selbst, den Finger voran, sich annähert; so zaghaft, als würde er einen unter Spannung stehenden Draht berühren müssen und darauf warten, wann die Ladung überspringe.

Im selben Moment, da Haut und Haut nur noch eine Papierbreite voneinander getrennt sind, dreht sich die weibliche Hand ein wenig auf die Seite, sodaß sie sich in seiner Hand vergreift und festhält, als seien sie zusammengewachsen.

Leberecht schließt die Augen. Die Berührung, das bloße Gefühl, zerreißt ihn innerlich, wie er sich nicht erinnern kann, jemals etwas Vergleichbares gespürt zu haben. Als würde er keine Haut anfassen, sondern eine mit Seide gespannte Handform aus Holz oder Kork, so erscheint ihm dieser einzigartige, vollkommen unerwartete Moment von großer Zärtlichkeit. Denn noch immer sieht er von der Unbekannten nicht mehr als Hand und Unterarm, die vom dichten Milchglas des Wasserfalls umschlossen werden, und doch ist es ihm so romantisch, so innig, wie er es sonst nur geschrieben oder aus geschauspielerten Rollen kennt. Und wäre der Rest von ihr nur halb so schön wie das bisherige – er müßte achtgeben, am Ende nicht doch im Wasser zu ertrinken!

Leberecht bemerkt einen Zug auf seinen Arm. Die Frauenhand greift nun ganz leicht fester, als würde sie ihren Körper nachziehen. Und tatsächlich verlängert sich der Arm, sodaß Brust, Schultern und Kopf einer im Wasser stehenden jungen Frau zum Vorschein kommen. Ihr Gesicht, da es dem herabströmenden Wasser ausgesetzt ist, wird von

schulterlangen Haaren verdeckt, unter denen nur die Nasenspitze und Ohrenbögen hervorstoßen, und nichts davon ist weniger anmutig anzuschauen als der eine Finger.

Behutsam löst die Fremde ihre Hand von der seinen, nimmt ihre zweite hinzu und versetzt die über Augen und Wangen hängenden Haarsträhnen auf die Seite. Leberecht versteinert bar dieses betörenden Anblicks und steht ganz still vor dieser schönen Nymphe. Die letzten Wassertropfen perlen ihr von der Nasenspitze, den Lippen, dem Kinn, den Augenbrauen, als würde sie auftauen, vormals in einem Eisblock gefangen.

Entgegen seiner Erwartung reicht sie ihm abermals die Hand, so als sey nichts gewesen, und schnappt seine noch immer in der Luft gehaltenen Finger, daß sie sind wie zuvor. Noch bemerkenswerter: Sie läßt nicht ab ihn direkt anzuschauen; nicht zu starren, denn das käme ihrem gütigen Blick nicht gerecht. Ein warmes, liches, behagliches Spähen voller Interesse und Hingabe sind ihm geschenkt, und er nimmt dieses Geschenk instinktiv und ungefragt mit offenem Herzen auf. Wenn er bis heute glaubte, die hübschesten Frauen gesehen zu haben, so mag er nach diesem Tage nie wieder einen derart törichten Gedanken fassen. Ihr Anblick beweist ihm, wie unwissend er tatsächlich ist. In seinem verwirrten Geist drehen sich die Worte, doch eines bricht immer wieder hervor: „Ach du liebe Güte ...!“

Was verbleibt dem armen Jungen als maßlos zurückzuglotzen? Seine Jugendlichkeit gewährt ihm ja keinen Ausweg, umso mehr, da es nicht nur eine außergewöhnlich hübsche junge Frau in seinem Alter ist, sondern sie gleichzeitig in einem anregenden Badeanzug auftritt. Der nämlich, türkisgrün in der Farbe, läuft ihr bis zum Hals hinauf und schließt

mit einem weißen Streifen zwischen den Schlüsselbeinen ab. Unterhalb dessen spannt sich die zu erwartende Weiblichkeit hervor, wölbt und liegt eng an, gerade so weit, daß man sich den Rest einbilden kann, aber eigentlich doch gar nichts sieht.

Die Fremde atmet sehr ruhig, ganz gegenteilig zu Leberecht, dessen Hals sich so eng anfühlt, als sey ihm selbst ein hoher Badeanzug angelegt. Stark wie ein Bulle ist er, gewiß, und doch verläßt ihn seine Kraft in Arm und Hand; vermag nicht mehr zu sagen, ob *er* ihre Hand oder *sie* die seine in der Luft hält.

Selbst das einfachste Hallo, das man sonst in Ermangelung von Bekanntschaft oder Sprache gerade noch hervorbringt, bleibt ihm unter der Zunge stecken. Und wie er seinen Mund öffnet, um in angenommener Höflichkeit ein Wort der Begrüßung zu sprechen, öffnet die Fremde ebenfalls ihren Mund, doch nicht um zu sprechen. Obwohl ihre Lungen kaum den Brustkorb heben, stößt sie, ohne vom Blicken abzulassen, einen beinahe unmerklichen, und doch nicht zu entgehenden Atem aus, als wäre er der Frische und Weite des Meeres entsprechend, so genügsam und wunderbar, daß Leberecht ihn anstelle aller anderen Luft einsaugen will. Sie, die Fremde, hat ihn mit einem Finger, ihren Augen und einem Atemhauch gefangen und geknebelt, beinahe ohnmächtig geprügelt, daß er zitternd in ihre Arme kriechen will, um sich auszuweinen.

Was auch immer er von der Welt zu wissen glaubte – in dieser Grotte wurde alles umgekehrt, alles auf Null gesetzt, alles neu geschrieben, neu definiert. Das paßt zu ihrem ganz plötzlichen Erscheinen, und es paßt dazu, daß sie etwas Besonderes sein muß; etwas, das sonst kein Mensch vor

seinen Augen zustande bringen kann.

Zu beiden Seiten fällt ihr rotbraunes Haar am Hals entlang, ist hinter dem Kopf teilweise zu einem Zopf verflochten. Leberecht erscheint es dünn wie die Haare eines Pinsels, so wie sie selbst schön wie gemalt ist. Da sie noch etwas nach vorne getreten war, leuchten ihre graublauen Augen, fest und unbezwingbar im gleichen Lichte, das auch das sie umgebende Mosaik zum Leuchten bringt; funkeln nicht weniger und von solch bewegender Kraft, als seien sie allein dazu geboren worden es zu reflektieren. In der Tat ist sie wie einem Gemälde entrissen, an dem der Meisterkünstler wochenlang zugebracht hatte, nur um sich für die richtige Form der Nase zu entscheiden.

Das gilt sehr wohl auch für alles Übrige, gleichwohl sich im dämmernden Schimmer, im begrenzten Licht der Grotte nicht jede Einzelheit erfassen läßt: Ihre Augenfarbe erkennt er beispielsweise, nicht aber die Helligkeit ihrer Haut, oder die Schatten auf ihrem Hals.

Nie zuvor in seinem kurzen Leben hat er über eine feste Beziehung, eine Freundin, nachgedacht. Er weiß, daß es eines Tages soweit ist, doch in seiner Selbstgefälligkeit war er weiterhin ganz gut vergnügt. An diesem Tag wird er eines Besseren belehrt, und er sagt sich: Wenn es eine solche Freundin geben kann, dann müsse sie es sein! Bestärkt wird er in seinen waghalsigen Annahmen, da sie ja den Körperkontakt herstellte, ja, sogar darauf bestand, indem sie ihm abermals die Hand reichte! Bedeutet das nicht alles? Oder bedeutet es gar nichts? Wenn es schon nicht Liebe sey, dann mußte ja trotzdem eine Absicht hinter ihrem Tun stecken, und beides schloß ihn, in der einen oder anderen Weise, ein.

Was denkt sie in diesem Moment?, fragt er sich: Welcher

normale Mensch stellt sich vor einen Fremden und schaut ihm minutenlang stumm in die Augen? Für Leberecht, der aus der gewöhnlichen Welt stammt, ist das unbegreiflich, sogar unangenehm, und seine gesellschaftliche Erziehung gebietet ihm, das Wort zu ergreifen, und wenn dabei letztlich nur ein verlegenes Lächeln herauskäme. So tut er, doch es bleibt unerwidert. Die anmutige Fremde schaut weiterhin ohne Regung, doch mit beruhigenden, wohlgefälligen Blicken, als würde sie ihn studieren; ja, als wollte sie *ihn* kennenlernen, obwohl alles dafür spricht, daß *sie* zu ergründen sey.

Plötzlich wird es für die jungen Menschen noch viel aufregender, denn der außerhalb der Grotte liegende Strömungstunnel wird eingeschaltet. Die unter Wasser liegenden Strahler pressen die Masse in die vorgeschriebene Richtung, und ein aufbegehrender Strudel dieser Strömung erreicht entlang des unterirdischen Tunnels den abgeschirmten Kuppelraum, in dem zwei fassungslose, von jugendlichem Gefühl getriebene Menschen gegenüberstehen. Dieser erste Strudel ist es, der ihre Beine umspült und sie mit einem kurzen aber deutlichen Rucken aufeinanderzustolpern läßt, bis sie Kontakt herstellen; nicht gegeneinanderprallen, doch letztlich so eng zum Stehen kommen, daß man keine flache Hand zwischen ihre Rümpfe hätte schieben können.

Leberecht, jetzt erst recht von Sinnen, bemüht sich noch um Verständnis seiner Lage, während die Fremde sich verhält, als habe sie all das erwartet; mehr noch, die neue Berührung erzwungen. Dabei tat sie, wie er, nichts anderes als zu erscheinen und *da* zu sein.

Die junge Frau ist nicht erschrocken, schaut nun mit einem leicht gehobenen Kinn etwas nach oben. Viel braucht es nicht, denn Leberecht ist nur eine Handbreit größer als sie. Stattdessen regt sie sich sehr bedächtig, sehr behutsam, als müsse sie etwas Zerbrechliches bei sich halten, und sagt schließlich, mit ihren Lippen sein Kinn beinahe berührend:

„Weißt du — ich bin nicht wirklich hier.“

Griesgrämig schaut sie wohl nicht. Doch ein Lächeln ist es ebensowenig. Nicht einmal ein Schmunzeln kann man es nennen: Es ist, als gebe sie eine bloße Information von sich, ohne Erwartung, daß sie beantwortet würde. Nur was meinte sie damit? Denn gerade jetzt, da sie sogar Körperkontakt hergestellt hatten, kann ihre Aussage falscher nicht sein!

Leberecht neigt seinen Kopf entsprechend nach unten, nicht zu weit, um einen Zusammenstoß zu vermeiden, und es auf keinen Fall zu einer Berührung ihrer Gesichter kommen zu lassen. Das erscheint ihm wirklich weit hergeholt. Er bemüht sich also um Distanz, gleichwohl er ihre Körper dort beläßt, wo sie waren. Sehr wohl hätte er einen Schritt zurücksetzen können, nun, da die anfängliche Strömung abgeklungen ist. Dasselbe gilt für die Fremde, die ebenfalls lieber dortbleibt, wo sie steht.

„Meine Augen mögen mich täuschen. Aber mein Körper sieht das anders.“

Leberecht spielt auf die Erregung in seinem Unterleib, dem Kontaktpunkt ihrer Leiber, an. Und das ist nun wirklich bemerkenswert: Stehen beide nicht so eng beieinander, daß sie ein einziger Organismus hätten sein können? Eine Chimäre mit zwei Köpfen, aber einem Leib?

Noch einmal sieht Leberecht an sich herab, um sich seiner Wahrnehmung zu vergewissern: Er kann nicht glauben, in

welch prekären Situation er sich befindet – hätte er jemandem davon erzählt, man hätte ihn für verrückt gehalten, vielleicht sogar für einen Tagträumer mit ausgefallener Fantasie. Aber es ist alles wahr!

Er fühlt ihre Hüfte unvermittelt gegen seine drücken, sogar die Nähte des im Schritt zusammenlaufenden Badeanzugs! Darunter spürt er die nackte Haut der Beine, wenigstens ein Knie und ein paar Zehen, die an seine anfinden. Oberhalb der Taille decken sich ihre Bäuche, ein einzelner Knopf hätte sich in ihren Nabelöchern halten können! Und wenn sich die Bäuche berühren, dann tut es die Brust erst recht.

So wünscht sich der überwältigte Jüngling, daß dieser einzigartige Moment, den er auch als solchen versteht, niemals enden solle; daß sie wenigstens noch eine Weile, vielleicht zwei-drei Stunden, so stehenbleiben wollen, ohne ihre Blicke abzureißen; ohne den Zauber zu verwischen, der gleich dem Erwachen aus einem Traum auch sonst die schönsten Momente zu Staub zerfallen läßt, brachial und unwiderruflich.

Ganz unmerklich haben sich ihre Hände gelöst: Wie sonst sollten sie ineinandergreifen, so eng, wie sie beieinander weilen? Losgelöst, freigehalten, wiegen sie unter der noch immer bewegten Wasseroberfläche; nicht durch Sicht, sondern durch Gefühl gesteuert; darauf gespannt, wie unerwartet ihnen das Schicksal die nächste Berührung vorgebe.

Kaum gehört, fördern seichte Wasserströme die treibenden Hände herum, drehen und biegen sie, lassen sie gegen den einen, dann den anderen Körper prallen, bis sie endlich das wilde Herumschubsen leid sind und sich etwas zum Festhalten suchen. Als habe er ihre Erlaubnis, so selbstbe-

wußt fährt er beidseitig gegen ihre Taille, folgt mit dem jeweiligen Zeigefinger der Naht am Oberschenkel bis hinauf zum höchsten Punkt, wo sie endlich, geradezu errettet, sich an die weiche Haut, die sich geschmeidig anfühlende Badekleidung festklammern und pausieren. Nicht oft, so schwört es Leberecht, geschieht einem jungen Teufel so ein Glück; dergestalt erregende Tat, daß er selbst den Kopf gegen die nächste Wand werfen will, um sein Geschenk nicht herauszufordern. Denn so vieles gebe es nach wie vor zu verstehen an diesem fremden Menschen.

Die Hände der Unbekannten spüren die Umgreifung, legen sich schweigend auf die seinen und gehen von dort seine Handgelenke hinauf, bis auch sie an dieser Stelle ihre Bewegung einstellen und damit sein Umgreifen festigen. Wäre nicht eindeutig, was die junge Frau bezweckt? Doch so einfach ist es nicht, wie wir noch erfahren werden.

Leberecht muß wieder aufsehen, es geht nicht anders. Es ist ihm wie das Luftschnappen nach einem langen Tauchen. Ihr anmutiges Gesicht: Unverändert und schweigsam, die Lippen und Augen verführerisch geöffnet, Antlitz, Haare und Haltung von unerreichter Eleganz, betörend und endlos, daß man das Schildern nicht seinlassen wollte. – Wie würde er diese Begegnung später in seinem Tagebuch festhalten? Nicht eine Sekunde kann er sich konzentrieren, sich die Einzelheiten einprägen, die er sehr wohl für Bruchstücke eines Augenblicks wahrnimmt! Sie sind sogleich vergessen, wie ihm etwas Neues auffällt; wie er sich an einem neuen Detail ergötzen will, ohne die Vertrautheit seiner Sinne einzubüßen.

„Wie meinst du das?“ bringt Leberecht stotternd hervor, so vorsichtig, daß ihm der Traum nicht vor den Augen zer-

springe, und möchte damit jenes Rätselwort aufgreifen, das ihm die Namenlose an den Kopf geworfen hatte.

„Bei aller Höflichkeit“, fährt er fort, „Wie kann ich verneinen, was du bist?“

„Du sollst mich nicht verneinen, auch nicht ignorieren. Trotz allem siehst du nicht die ganze Wirklichkeit“, antwortet sie nicht weniger rätselhaft.

„Nicht Wirklichkeit? Und doch begehrt du den Kontakt, wie nie ein Mensch sich vor dir mir genähert hat?“

„Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun.“

Genau genommen hätte sie ihm sonst ein albernes Märchen auftischen können – in seiner Verblendung hätte er alles geglaubt. Und was ihn persönlich betrifft, ist es ihm gleichgültig. Um sich die bemerkenswerte Erfahrung weiter zu erhalten, hätte er jede Verlegenheit, jede Niedertracht auf sich genommen; diesmal heiligen tatsächlich die Mittel den Zweck. Gleichzeitig weiß er, daß er in diesen Momenten kein Begehren stillen; daß er trotz aller Offensichtlichkeit keine Offensichtlichkeit in ihr Verhalten deuten durfte; daß er sich ihr gegenüber angemessen zu benehmen habe; abzuwarten, bis sie von sich ihre wahren Absichten preisgebe. Ob sie nun behauptete, gar nicht da zu sein oder nicht.

Noch immer bemüht er sich um das Lesen einer Emotion in ihrem Gesicht. Ihre Finger und Arme mögen mit ihren Bewegungen gezeigt haben, was sie an ihm finden. Doch dazu gehört viel mehr! Spielen ihre Augen, ihre Stimmlage nicht in gleicher Ordnung, dann stimmt etwas nicht am Gesamtbild. Und in der Tat wirken ihre Augen nach wie vor leer und suchend, so als enthielten sie eine Bürde, die ihm vorzutragen ein Anliegen sey.

„Du bist nicht hier, bist es doch ...“, schmunzelte er

vorsichtig, „Und trotz allem brauchst du mich. Ist es nicht so?“

Jetzt ist es ihm doch herausgeplatzt. Hätte er angesichts ihrer überwältigenden Darbietung sich nicht um mehr Zurückhaltung befließen müssen? Andererseits scheint sie ihm gegenüber ohnehin viel offener und ehrlicher zu zeigen, was sie will.

„Ja, es stimmt. Ich brauche dich“, flüstert sie, daß man meinte, nur ihre feuchten Lippen bewegen sich, und Leberecht nahm sich selbst die Worte aus ihrem Mund. Insbesondere dieses „Ich brauche dich“ schallt ihm durch den Kopf, gleich einer wahnsinnig wichtigen Botschaft, gleich einem Befehl, dem er anstelle aller anderen Verpflichtungen seines Lebens nachzugeben habe. Und erinnert er sich an die Bewegungen ihrer Lippen eben jener Worte, da sind sie ihm wie ein Kuß selbst: Aus inniger Liebe gegeben; ein Geschenk voller Hingabe und Aufrichtigkeit; ganz anders, als man sich je zuvor irgend jemandem geöffnet hatte. Leberecht behält den Eindruck, daß ihr die Worte genauso mühsam hervorkommen – dabei hatte sie noch immer nicht gesagt, was sie eigentlich will oder mit ihm vorhat! Oder wenigstens: Wer sie sey; wie sie hieße! Leberecht das herzliche Bild der an seinen Hals geworfenen Fremden wieder zu nehmen, war nicht mehr möglich. Genausogut konnte man von einem Friseur verlangen, er möge die Haare wieder befestigen, dort, wo er sich gerade abgeschnitten hatte.

„Werden wir uns wiedersehen?“ fragt er nun, etwas ängstlich, da er spürt, daß ein Abschied bevorsteht. Und er hat sich recht und weise ausgedrückt, da er ebenso hätte fragen können: *Wann* sehen wir uns wieder?

Die Fremde antwortet auf ihre Weise: mit einem letzten

Aufblicken, einem sehr langsamen Zwinkern. Leberecht ist das Antwort genug, er ist sich sicher.

Er spürt auch, wie sich ihre Hände von den seinen lösen und sie einen Schritt nach hinten macht, eben dorthin, von wo sie gekommen war. Rumpf und Schultern ziehen sich hinter den Wasserfall zurück, die Konturen verwischen zur Unkenntlichkeit. Und gerade als ihr Kopf im Vorhang aus Wasser verschwinden will, fährt ihre rechte Hand ein letztes Mal über seinen Leib, geradewegs auf seine Brust, wo sie sich mit gespreizten Fingern über seinem Herzen aufdrückt. Eine lokale Wärme entsteht, als würde man eine heiße Wärmflasche auflegen, und es bleibt dieser Hitze-Rückstau erhalten, selbst als sie ihre Hand durch das Wasser nachzieht und verschwindet.

Leberecht atmet nun schwer, noch immer den warmen Fleck über dem Herzen spürend, dort, wo sie ihn zuletzt angefaßt hat. Es ist ein wohliges, angenehmes Gefühl, und er möchte es auch gerne dann noch behalten, wenn er frierend aus dem Wasser steigt. Nach einem Moment hat er sich schließlich beruhigt, betastet noch immer diese letzte Berührungsstelle, diesen letzten Kontakt mit ihrer Haut. Und jetzt erst erkennt er, daß sie wirklich weg ist. Leberecht steht so allein in dieser Grotte, wie er beim Betreten und all die Jahre zuvor in seinem Leben alleine gewesen war. Er hört nur noch seinen Atem, seine Gedanken. Und es beschämt ihn weiter annehmen zu müssen, sich all das in Form einer Tagträumerei eingebildet zu haben. Es würde jedenfalls die ausufernde Absurdität ihrer Begegnung erklären; die bedrückende Offenheit ihrer Autorität; das Mahnmal ihres edlen Daseins. Eine Begegnung mit einer Meerjungfrau hätte nicht seltsamer sein können. Und wenn er nicht achtgab,

würde man bald über ihn und seine Geschichten lachen.

Aber wieso überhaupt jemandem davon erzählen? Innige Erfahrungen wie diese, ob nun wirklich geschehen oder imaginär wie ein Traum, haben es verdient, als ganz persönliche Erinnerung ungeteilt verschwiegen zu werden!

Sicherheitshalber steckt er seinen Kopf ein letztes Mal durch den Wasserfall – doch auf der gegenüberliegenden Seite ist niemand. Er fragt sich: War das zu erwarten? Sollte ich davon überrascht sein? Der Fremden stand es zu, genauso geheimnisvoll und unmöglich zu verschwinden, wie sie geheimnisvoll und unmöglich plötzlich dagestanden hatte. Das kann er durchaus akzeptieren.

Vielleicht setzten ihm auch die Dunkelheit und die ungewöhnlichen Plätschergeräusche der Grotte zu? Er holt tief Luft und taucht durch den unterirdischen Tunnel zurück ins restliche Hallenbad. Das verläßt er kurzerhand kopfschüttelnd und geht nach Hause, um das Erlebte aufzuschreiben.

Zweite Enge

Obschon mittlerweile sechs Wochen dahingegangen sind, hat Leberecht seine Begegnung nie vergessen. Wenn er vor dem Schlafengehen die Augen schließt; wenn er gedankenverloren unter der Dusche steht; wenn er in morgendlicher Lethargie auf den Bus wartet – immerfort meint er sich gut an ihre Stimme erinnern zu können; glaubt sich dieser Ursache gewiß und unbeirrbar, das alles wirklich erlebt zu haben, daß es ihm eine Stärke im Leben geworden ist. Denn zu wissen, daß es übernatürliche Begegnungen wie diese tat-

sächlich geben kann, vermittelt einen ungeahnten Schub an Selbstbewußtsein, mehr als jeder gesellschaftliche Rückhalt oder politische Einsatz. Die wenigen Minuten mit der Fremden waren ihm daher zu größerer Bedeutung gewachsen als alle Taten vor ihr.

Mit niemandem hatte er über das Erlebte gesprochen; nicht einmal seinen engsten Freunden getraute er sich zu offenbaren, gleichwohl es, insbesondere unter Männern, eine hübsche Geschichte von Prahlerei gewesen wäre. Doch das wiederum hätte entehrt, was er achtete. Und etwas zu achten, das man kaum kennt, zeugt von Tapferkeit. Er schwieg also weiterhin und bemühte sich um ein möglichst unauffälliges Dasein, ob nun während der Schulzeit oder zu Hause. Und er verdeckte seine gedanklichen Abschweifungen so geschickt, daß selbst der ihm nichts ansehen konnte, der ihn am besten kannte.

Selbstverständlich wuchs seine Sehnsucht zeitweilig so sehr, daß er noch mehrmals das Hallenbad mit seiner geheimnisvollen Grotte aufsuchte. Doch außer ihm war dort niemand. Von diesen Versuchen eines Wiedersehens ließ er rasch ab, denn sie frustrierten ihn zu sehr. Und so versuchte er sich auf Alltägliches zu konzentrieren; sich normal zu benehmen, so gut es trotz der ungewöhnlichen Begegnung möglich war.

Er allein hat den Beweis für die Wahrheitlichkeit ihres Treffens ständig bei sich: Es ist ein Mal, das ihre letzte Handberührung auf der Brust zurückgelassen hatte. Eher zufällig fällt es ihm beim Blick in den Spiegel auf – zufällig, weil seine Brustbehaarung das meiste verdeckt. Als er sich die Haare entfernt hatte, kommt ein schemenhafter Umriß zum Vorschein, braunrot, aber nicht sehr deutlich, ungefähr von

der Größe einer menschlichen Hand. Es mag sein, daß etwas Einbildung dazugehört, und daß ein uneingeweihter Betrachter möglicherweise nicht sogleich auf den Umriß einer Hand getippt hätte. Doch Leberecht weiß es, hatte es immer gewußt: Wann immer er an die schöne Fremde zurückdenkt, glaubt er eine Erwärmung eben jener Stelle zu fühlen. Das „Brandmal“, das selbstverständlich kein solches ist, paßt zu diesem Empfinden, wie eine mathematische Gleichung sich löst.

Mit ungeahnter Zufriedenheit geht er seitdem durch die Welt; ist trotz Einsamkeit und Sehnsucht vergnügt, solange er das Mal als Beweis mit sich trägt. Aber auch Verblendung mischt sich heimlich in seinen Geist, eine Art willenlose Hingabe an eine Sache, die er kaum versteht. Er war geworden zu einem glühenden Anhänger einer Religion, für die es noch keinen Namen gab; einen Gott jedoch schon.

Eines Tages kauft Leberecht im Supermarkt ein. Er schiebt seinen Wagen durch die Reihen und nimmt streng nach Liste die Einkäufe aus den Regalfächern. Denn Vorbereitung, so ist er sich sicher, sey der einzige Weg zu Ordnung. Und ganz besonders Ordnung bedürfe er in seinem durcheinandergewürfelten Leben. Zuletzt greift er nach einer Schachtel Nudeln, da bemerkt er, wie still es geworden ist.

In der Tat, zuweilen blendet er die Begleitmusik, die Werbe-Durchsagen, die anderen Kunden aus, um sich ganz der Sache zu widmen. Das geschieht unbewußt, ohne Vor-satz, denn in seinen Augen ist ein Supermarkt nicht mehr als ein gewaltiges Lager, zwischen dessen Irrgängen man sich verlieren kann und soll. Trotzdem: Diesmal ist es besonders still.

Noch die Schachtel in der Hand, schaut er auf, zu beiden

Seiten den Gang entlang – niemand ist zu sehen. Jetzt erst wird ihm unheimlich zumute, denn eine Stille wie diese ist ungewöhnlich. Wenn man als Nachtwächter durch ein verlassenes Gebäude streift – dann mag diese Stille normal sein. Gewöhnungsbedürftig, aber normal. Doch in einem großen Supermarkt; diesem Tollhaus der Menschen, in dem es drunter und drüber geht?

Er legt die Nudeln zu den anderen Waren, läßt den Wagen stehen und läuft bis ans Ende der Regalfucht. Auch hier, am Hauptgang, kann er keinen Menschen entdecken. In seiner Angst bedenkt er, jemanden anzurufen. Glücklicherweise besinnt er sich; es erscheint ihm doch albern, wenn er als Erwachsener durch die Reihen schreit.

Schließlich aber möchte er doch schreien: Denn das Licht geht aus. Mit einem Mal steht er in der Dunkelheit; kann die Hand nicht vor dem Gesicht sehen. Er fühlt sich erinnert an die Rummelplatz-Geisterbahn, in der man absichtlich in einen dunklen Raum verbracht wird, nur um den folgenden Schrecken, das aus einem Verschlag herausschnellende Skelett, die entstellte Fratze oder was auch immer umso intensiver wirken zu lassen.

„Hallo? Warten Sie, hier ist noch jemand! Hallo!“ ruft er lautstark, hoffentlich in die richtige Richtung. Niemand antwortet. Mit vorausgestreckten Armen geht er voran und fällt keine drei Schritte weiter über einen aufgestapelten Turm aus Kartons und Tüten. Er reißt die Waren mit sich, landet auf dem Boden, inmitten der Güter, und den Geräuschen nach könnten es Kartoffelchips gewesen sein. Leberecht flucht und rafft sich auf. So geht es nicht.

Mehr noch ärgert er sich, nicht an die kleine Taschenlampe in seiner Hosentasche gedacht zu haben. Sogleich

durchschneidet der leidige Lichtkegel die Finsternis; Leberecht hat noch nie etwas Unheimlicheres gesehen: Finstere, endlos lange Gänge ohne jegliches Leben, ohne Töne, ohne Widerhall. Seltsam ist, daß wirklich alles ausgeschaltet zu sein scheint, selbst der Strom für die Tiefkühltruhen, die Beleuchtung der Notausgang-Schilder und andere Anlagen, die für gewöhnlich auch nach Ladenschluß noch eingeschaltet bleiben.

„Hallo! Sie haben mich vergessen! Ich komme zum Ausgang! Hallo! Geben Sie mir eine Minute!“ ruft er abermals verzweifelt, gleichzeitig und mit Mißtrauen auf seine Uhr sehend. Ist es am Ende seine Schuld und er hat die Schließzeit des Supermarkts verpaßt? Gerade ist es 20:41 Uhr. Wann schließt dieser Supermarkt? Und gibt es nicht immer vorher eine Durchsage, etwa „Werte Kunden, wir schließen in zehn Minuten“?

Leberecht kann sich nicht erinnern, je eine solche Durchsage gehört zu haben. Richtig ist, daß er noch nie so spät einkaufen war. Jetzt sollte er sich sputen, sonst sperrt man vielleicht wirklich die Gitter zu und er muß die Nacht verbringen zwischen Gemüse und Dosensuppen.

Hastig überlegt er, in welche Richtung es am kürzesten zum nächsten Ausgang sey. Es mag verwundern, aber manche Supermärkte sind so groß, dieser sogar mehrgeschossig, daß die Antwort darauf gar nicht so schnell gefunden ist. Es ist einer jener Läden, die beworben werden, mit einem Einkauf wirklich alles zu erhalten. Und Leberecht, für sein Verständnis, erhielt mehr als ihm lieb war.

Im Laufschrift folgt er dem Hauptgang, versucht sich zu erinnern. Doch die Dunkelheit verwirrt seine Wahrnehmung. Bei fehlendem Licht erscheinen die Regale und jede

vorgegebene Richtung gleichwertig; selbst die Konservendosen, Schachteln und Tüten, Päckchen, Beutel, Flaschen und Haushaltsgegenstände, sonst bunt bedruckt, verschmelzen in einem einheitlichen Grau zu bloßer Kulisse, an der man sich nicht länger orientieren kann. Es ist ein wirklich bemerkenswertes Phänomen!

Und wie er also herumrennt, immer wieder nach rechts und links zwischen die Regale leuchtet, da wird er einer Auffälligkeit gewahr: Ein Schimmern, blau wie Coelin, erhellt eine winzige Fläche von vielleicht nur einem Quadratmeter, ganz hinten am Ende eines Ganges, ohne daß dessen tatsächliche Lichtquelle auszumachen ist. Leberecht bleibt einige Sekunden stehen, will schon weitergehen, denn er kann nicht jeder Lichtfunzel in den Weiten des Supermarkts nachgehen; andererseits ist es die einzige Lichtfunzel, die er bislang gesehen hat. Und so nimmt er doch seinen Mut zusammen, sich dem blauen Schimmer zu nähern, auch wenn jedem anderen wohler gewesen wäre, die Suche nach dem Ausgang fortzusetzen.

Auf halbem Weg will er auf sich aufmerksam machen: „Hallo“, ruft er verlegen, „Hallo, ist da wer?“ – Die nächsten Worte kommen ihm gar nicht über die Lippen, denn sie erscheinen ihm wie ein Selbstgespräch. Welcher Mensch sollte auch ein blaues Licht verursachen? Am Ende, redete er sich ein, ist es die blaue Diode eines batteriebetriebenen Spielzeugs.

Leberecht will der Atem gefrieren, als er sich dem Licht auf wenige Meter nähert. Es ist jetzt so stark, daß man nicht

mehr von einem Spielzeug ausgehen kann. Der Kegel seiner Taschenlampe leuchtet voraus, und vermischt sich mit dem blauen Schimmern zu einem Brei aus interferierender Farbe ohne Namen.

Da hockt eine Gestalt auf dem Boden — eine blau leuchtende Gestalt! Eine Frau ist es — es ist die Fremde!

Er umgreift den Schaft seiner Taschenlampe nur noch mit zitterigen Fingern. Was für ein unheimliches Bild sie abgibt! Und doch ist ihre Erscheinung so wohltuend!

Er erkennt sie genau, es gehört nicht viel dazu: Die dünnen rotbraunen Haare, die ihr beidseitig vom Gesicht abfallen; das schlanke Gesicht, die feine Haut auf Stirn und Nacken. Sie ist es wahrhaftig! Doch was nun?!

Daß sie einander wiedersehen – unter solch eigenartigen Umständen –, das kann kein Zufall sein. Am Ende hat sie selbst die Dunkelheit verursacht? Hat diese Gelegenheit für sich ausgerichtet, damit sie mit ihm zusammentreffen kann? Richtig ist, daß Leberecht auf seiner Suche nach dem Ausgang rein zufällig in ihre Richtung, genauer: in die Richtung mit dem blauen Licht geschaut hat. So leicht, wie er sie hätte übersehen können, so leicht übersehen die Menschen für gewöhnlich ihre große Liebe auf der Straße! Merkwürdig ist auch, daß die Fremde ihn nicht wahrzunehmen scheint.

Sie ist wach, keine Frage; doch starrt sie abwegig geradeaus, starrt gegen das Regal mit Dosenobst und eingelegten Tomaten. Ist sie krank? Ist sie benommen? Was hockt sie auf dem kalten Boden? Hilfsbereit will er ihr zuspringen, sie aufrichten und in seinen Armen wärmen. Da plötzlich vergeht das blaue Schimmern, nimmt ab in seiner Intensität und verblaßt gänzlich. Zu selber Zeit verliert die Taschenlampe ihre Leuchtkraft, als würden sich die Batterien in

Sekundenschnelle leeren, bis auch sie verlischt. Leberecht steht nun wieder in vollständiger Dunkelheit, diesmal etwas weniger ängstlich.

Behutsam beugt er sich vor, blind dorthin zu greifen, wo er die Fremde das letzte Mal gesehen hat, um sich ihrer Anwesenheit zu vergewissern. Wenn sie seine Hilfe braucht, dann wollte er für sie da sein, gleichgültig, wie absurd die Angelegenheit sey. Doch da ist niemand mehr! Er greift ins Leere!

Mit einer Hand sich an dem nächsten Regal orientierend, richtet er sich müßig wieder auf:

„Wo bist du? Geht es dir gut? Hab keine Angst, vielleicht läßt sich meine Taschenlampe noch umstimmen ...“

Leberecht bemerkte nicht, daß die Fremde ungesehen hinter ihn getreten war, jetzt ihre Hände auf seine Schultern legt und sich daran hochzieht, bis ihr Kopf auf seine Höhe kommt.

Man stelle sich nur vor, wer das einmal erfährt! Es ist dunkel, man irrt in einem spukigen Supermarkt herum; man trifft eine blau leuchtende Gestalt, die an sich schon unheimlich sein kann, und dann plötzlich klammert sie sich an seinen Rücken! Leberecht läßt vor Schreck die Taschenlampe fallen; er kann hören, wie sie unter das Regal rollt.

Insgesamt ist es kein schauriges Berühren; nein, es ist zärtlich und liebevoll. Nach den ersten Schrecksekunden wird es für ihn zu einer Genesung langer Trauer; es wird ihm zu einem wundervollen Erfordernis, auf das er nie wieder verzichten will. Warum sich die Fremde, die ihm wie der Schlüssel zu seinem Herzen vorkommt, wiederholt, vielleicht aus Schüchternheit, bedeckt zeigt, weiß er nicht.

Es ist ihm einerlei. Wenn es nach ihm ginge, dürfte sie immer so weitermachen, bis zum Morgen; und wenn sie dies nur in der Dunkelheit tun wollte, dann möge es nimmer mehr hell werden!

Er schließt die Augen, spürt, wie ihre Hände sich aufklammern; er spürt den leichten Druck ihres aufragenden Körpers; spürt, wie sie mit Oberschenkeln und Hüfte seinen Leib berührt; spürt, wie ihm ihre Haare am Hals kitzeln; sie sich vorbeugt, als ob sie ihm ins Ohr flüstern wollte:

„Es ist Zeit, daß du meinen Namen weißt“, haucht sie ihm entgegen, so leise, daß man es in der Tat nur hören könnte, wenn der Supermarkt verlassen ist.

Leberecht dreht sich langsam um; dreht sich ihr zu. Noch immer ist es stockfinster, doch er vernimmt ihren Atem, als ihre Gesichter nun endlich gegeneinanderstehen. Der Fremden Hände liegen noch immer auf seinen Schultern, fassen sich aber bald hinter seinem Hals zusammen, sodaß sie ihn umarmt.

Einen Moment verweilen sie in der Dunkelheit. In seinem Eifer fürchtet er das Gleichgewicht zu verlieren und mit ihr umzufallen. Doch mit ihrer Umarmung stützt sie ihn und hält ihn aufrecht.

„Und wie heißt du nun?“ flüstert er ungeduldig und aufgeregt. Wie gerne will er alles von ihr wissen, insbesondere wo sie in den letzten Wochen gewesen sey und warum sie ihm überhaupt immer wieder erschiene. Doch mit dem Namen würde er sich zufriedengeben; mehr noch, in wenigen Momenten hätte die Gestalt aus seinen Träumen eine Bezeichnung!

Da spricht sie so bedächtig wie man im Schlafe atmet: „Aleke“, und in gleicher Weise nimmt das blaue Schimmern

zu, das einstmals von ihr ausging. Es wird jetzt immer heller; blau und heller; wenn auch nicht so hell wie bei ihrem ersten Bemerkwerden. Leberecht kann nicht erkennen, woher das blaue Licht kommen solle; es scheint sie wie eine Aura zu umgeben, zärtlich und diffus, ohne eine konkrete Quelle, ohne eine klare Umrandung. Sie beide und die sie umgebenden Waren werden durch das bläuliche Licht in einen zauberhaften Schein gehüllt. Für Leberecht ist es die Eintrittskarte in ein weiteres Abenteuer, nur diesmal nicht mit einer Namenlosen.

„Aleke, Aleke“, tönt es in seinem Kopf, und er will sich an diesem Wort für die kommenden Tage erfreuen. Wird er jetzt endlich erfahren, was es mit ihr auf sich hat? Es muß ja eine Erklärung geben für das Licht, für ihren seltsamen Auftritt und insbesondere ihre unerklärliche Zuneigung zu ihm. Ist er in ihren Augen noch besonderer als sie in seinen?

„Bist du ... ein Geist?“ bringt Leberecht mit der Macht seiner Verlegenheit hervor. Es wäre vieles erklärt, wenn dem so wäre, und das wenigste, wenn sie ein normaler Mensch sey. Sie antwortet nicht, sondern blickt stumm in sein Gesicht: freundlich und bestimmt, anscheinend keinesfalls hilflos, keinesfalls hilfsbedürftig.

Seltsam an ihr ist außerdem die Wahl ihrer Kleidung, die so gar nicht zueinander paßt, geradezu geschmacklos ist. Ihren Oberkörper bedeckt ein weißer, flauschiger Pullover, wenigstens vier Nummern zu groß für den schwächtigen Leib, daß selbst die Ärmel ihr locker über die Hände fallen. Dazu trägt sie einen ganz dünnen Rock; an den Füßen Socken und Badelatschen. Staunend betrachtet er sie von Kopf bis Fuß und bemerkt dann ein Etikett, das an einem Faden ihr aus dem Kragen hängt. Ob sie sich die Kleidung hier

im Geschäft genommen hatte? Und welchen Grund konnte es dafür geben? Daß sie stets nackend erschien, wenn sie denn wirklich ein Gespenst ist? Und wenn sie sich unbekleidet „materialisierte“ – bedeutet es dann, daß sie ihr Wiedererscheinen kontrolliert? Oder daß ihr Kommen an Bedingungen geknüpft ist? Vielleicht hat sie auch heute nacht keine Gewalt darüber, ist unverhüllt in einem blauen Leuchten angereist und mußte sich zunächst Kleidung suchen. Das alles paßt, könnte aber auch wilde Fantasie sein. Immerhin spielen Leberecht beim Anblick ihres Körpers ohnehin die Sinne verrückt, insbesondere wenn er an den enganliegenden Badeanzug denkt, und daß sie auch jetzt, in diesem Moment, kaum etwas unter ihrer Kleidung tragen könnte.

Doch wenn sie wirklich eine Geistererscheinung ist — so wäre sie ihm wohlgesonnen, richtig? Immerhin umgarnt sie ihn mit ihrem Körper, ihrer Sinnlichkeit. Leberecht fühlt, daß sie etwas von ihm will, und daß hinter ihrer offensichtlichen Verführung ein furchtbares Anliegen stecken könnte. Gleichzeitig zerplatzt seine Vorstellung davon, mit dieser Unbekannten zusammenzukommen: Eine Liebschaft zwischen Geist und Mensch, das kann einfach nicht gutgehen.

„Du bist also ein Geist?“

„Wie du mich auch nennen magst, ich will damit zufrieden sein.“

„Du sprichst seltsam, Aleke. Geht es dir gut?“

„So gut es einer Toten gehen kann.“

Leberecht schluckt schwere Spucke die Kehle hinab. Zunächst hat er mit Vermutungen gespielt, nun werden sie Wirklichkeit. Eigentlich ist er nicht abergläubisch, auch nicht einfältig. Aber sein Gegenüber, diese wunderschö-

ne Frau im blauen Schimmer, läßt ihn alles neu bedenken. Angst hat er trotz allem nicht, wohl, weil sie ihn so liebevoll umarmt, und mit der Nähe ihres Gesichts in Zaum hält.

„Tot bist du?“ stottert er.

„Nun, Geister pflegen tot zu sein.“

Leberecht kneift noch einmal die Augen zusammen, um sicherzugehen, daß er nichts davon träumt.

„Du wirst mir nichts antun, das weiß ich. Weshalb bist du hier?“

„Du hast recht, ich füge dir keinen Schaden zu. Nein, ich brauche dich – deine Hilfe.“

Er wartet ab, um keine vorschnelle Antwort geben zu müssen. Das Gespräch kann ihn rasch in eine unangenehme Lage bringen, vermutet er.

„Dann betörst du mich deswegen so, wie du es damals im Schwimmbad getan hast?“

„Nicht allein deswegen. Ich könnte jeden Menschen um Hilfe bitten. Doch dich finde ich niedlich.“

Niedlich, dieses Wort, bei dem der Stolz eines jeden Mannes dahingeht! Dieses Wort, mit dem das weibliche Geschlecht der Männer Gehirne ausschaltet und sie für ihre Zwecke einspannt. Dieses Wort, in das auch Leberecht sich einwickeln will, wenn sie ihm nur den Gefallen täte, es ihm sogleich noch einmal zu sagen.

Trotz allem will er nun Vorsicht walten lassen. Denn die schöne Fremde, auch wenn sie einen Namen trägt, ist ihm doch ein Geist ohne Herkunft. Und wenn sie ihm schon in einem blauen Leuchten zu erscheinen vermag, dann vielleicht auch in falscher Gestalt? Mit falscher Absicht?

„Was . . . , wie kann ich dir denn helfen?“ – Gerade will er noch hinzufügen, wie dankbar er für eine Aufgabe in ihrem

Sinne wäre, doch das verbeißt er sich.

„Meinen Tod zu rächen“, platzt sie hervor, die Stimme unerwartet brummig und verwegen, beinahe zornig: „Du kannst mir helfen, meinen ungerechten und sinnlosen Tod zu sühnen!“

„Erzähl mir von deinem Schicksal, Aleke.“ Er bittet sie jetzt mit sanfter Stimme und auch sie beruhigt sich, kann sich sogar ein Lächeln abgewinnen und lockert ihre Umarmung. Mehr noch, sie läßt von ihm ab, schwankt zurück und fällt auf der gegenüberliegenden Regalseite in die Hocke, bis sie auf dem Boden sitzt. Das blaue Leuchten besteht auch weiterhin. Leberecht tut es ihr gleich und rutscht auf seiner Seite des Regals auf die Fliesen. Dabei sieht er ganz zufällig, daß ihr der Rock ein wenig über die Knie gerutscht ist, sodaß man ihr beinahe in den Schritt sehen kann. Leberecht geniert sich, will nicht hinsehen; doch es ist Genetik, gegen die er ankämpft. Zur Ablenkung erzählt sie von der Tragik ihres Schicksals:

„Ich war dereinst so alt, wie du mich heute siehst. Das ist Jahre her.“

Ihr Zuhörer schweigt mithilfe seiner erstaunten Augen. Wie sie aus ihrem Inneren spricht – dabei kann er kaum seine Tränen zurückhalten.

„Erdmann war es gewesen. Erdmann hat mich getötet.“

„Wer ist denn dieser Erdmann?“

„Ich liebte ihn einst – es stimmt! Er war in meinem Alter, und ich warf noch während meiner Schulzeit einen Blick auf ihn. Kein Junge schien mir würdiger, mein Freund zu sein. Für niemanden sonst wollte ich verfügbar sein. Er war, was du heute in mir zu erkennen glaubst.“

„Du weißt, was ich fühle?“ erschrickt er und sie bestätigt

es:

„Es ist wie Geruch. Scharf und beißend, oder mild und verführerisch, oder belanglos. So wie ich es rieche, so schätzt mich mein Gegenüber ein.“

„Und wie *rieche* ich für dich?“

„Wie etwas Unbekanntes: doch wohlgefällig und so, daß man einen tiefen Atemzug davon nehmen möchte. Dabei bin ich nur eines von vielen fremden, dir unbekanntem Gewürzen, die es auf der ganzen Welt gibt. Nicht *ich* bin besonders – es ist deine Art, die nicht weit genug gereist ist!“

„Mag sein. Das ist bedauerlich. Vermutlich.“

„Gräme dich nicht, ich wollte dein Herz nicht beschweren.“

Leberecht sieht demütig auf: „Erzähle mir von Erdmann. Weshalb hat er dich getötet?“

„Das ist es ja, das ich nicht verstehe! Wir liebten einander, das meint ...“

„Was einander lieben heißt, das meine ich wohl zu wissen.“

„Nun, wir verbrachten romantische Stunden miteinander, danach verblaßt die Erinnerung.“

„Welche Einzelheiten weißt du noch?“

„Kälte, Frost, steifer Wind. Ich bin kaum bekleidet, zittere, die Augen tränen, die Wangen frieren. Ich halte mich an ihm, Erdmann, fest; er kennt den Weg, ich vertraue ihm. Dann plötzlich ...“

„Ja?“

„Es wird dunkel um mich. Ich sterbe. Er ist bei mir, er ist meines Todes Ursache.“

„Und weil du das Motiv nicht erkennst oder verstehst, bist du ruhelos. Bist ein ruheloser Geist, der nach Rache strebt?“

„Sollte ich kein Rachegeist sein? Bin verschieden ohne Vorbereitung, ohne Gegenwehr, ohne Genugtuung. Zorn treibt mich an, und vielleicht etwas Vorsehung. Denn ich kann nicht zurück; zurück um zu verstehen. Jedenfalls nicht alleine.“

„Es mag sein“, beginnt Leberecht unbedarft, „daß ich die Gesetze der Geisterwelt nicht begreife. Daß die einen Rache nehmen müssen, und die anderen ruhen dürfen – das ist mir alles abstrakt und widersinnig.“

„Du glaubst nicht an Geister, richtig?“ unterbricht sie ihn und beugt sich vor: „Das hast du nie!“

„Ist das wieder aus Geruch hergeleitet?“ fragt er und dreht seinen Kopf beschämt zur Seite.

„Nein“, antwortet sie und stützt sich auf ihre Hände, als sie sich in seine Richtung vorlehnt: „Das ist auch so unverkennbar.“

Um sie als Gespenst zu glauben, greift er nach ihrem Gesicht, legt seine Hände beidseitig auf ihre Wangen. Es fühlt sich warm an, so als würde man einen echten Menschen berühren. Auch Aleke greift nach ihm, legt ihm ebenfalls eine ihrer Hände auf die Wange.

Er weint unmerklich. Einige seiner Tränen rinnen die Wange hinab und unterlaufen die darauf liegende Hand des Mädchens. Sie wiederum fühlt die Nässe und zieht ihre Hand zurück. Zu seinem Verwundern streicht sie sich damit über das eigene Gesicht, so als gebrauchte sie seine Tränen an ihrer statt: Weil sie zum Weinen selbst nicht fähig ist.

Dann, als ihre Köpfe nur noch eine Handbreit trennt, hält

sie mit einem verführerischen Lächeln inne: „Aber jetzt glaubst du an die Geisterhorde. Du glaubst, was du siehst. Du glaubst deinen Sinnen, den wenigen, die ihr Menschen zur Seite habt. Ich sage: Schließe deine Augen, atme tief – und dann glaube an das, was du auf *diese* Weise wahrnimmst!“

Als würde eine unsichtbare Gewalt eingreifen, schließen sich tatsächlich seine Augenlider. Er kann sie auch nicht mehr öffnen, so als habe er tagelang keinen Schlaf gefunden. Gleichzeitig fühlt er seine Brust so unbeschwert, daß er beinahe wie selbst tief einatmet. Also läßt er alles mit sich geschehen.

Nun fühlt er eine seichte Wärme, die sich ihm annähert, insbesondere seinem Gesicht. Er denkt an eine Kerzenflamme, die in seine Nähe gehalten wird. Und nun wird es unheimlich – wieder einmal:

Das blaue Schimmern, das kann er trotz verschlossener Augen sehen. Es formt sich das Abbild ihres Gesichts – trotz verschlossener Augen – vor seinem inneren Seelentheater. Er betrachtet ihr Antlitz, ihr ansteckendes Schmunzeln, ihre freche Jugendlichkeit, die blühende Frische des Lebens, die ein Mensch nur als junger Mensch wiederzugeben fähig ist ... , und staunt über seine ungeahnte Fertigkeit. Es ist schön, anders als jeder verlebte Traum; deutlich und intensiv, ähnlich der Wirklichkeit. Doch vollkommen anders. Wenn ihm dies zu erleben möglich ist, fragt er sich, dann dürfe er auch ohne Beschämung an Gespenster glauben.

Noch ist in ihm Mensch genug, sich seiner Stärken und Erfahrungen zu erinnern. Insonderheit sein Instinkt ist ungetrübt wie zuvor. Und so besinnt er sich auf diesen auffälligen Zwiespalt zwischen Rache, seine bemerkenswerte

romantische Begegnung und die unverhohlene Ausnutzung; das Erfordernis seiner Mitarbeit als Racheengel, der er eigentlich nicht sein kann, will oder darf.

Möchte er Aleke helfen? Gewiß.

Doch Rache nehmen? An einem Kerl, der Erdmann heißt? Was weiß er von dem schon? Und danach, was Aleke ihm schildert, eher als informative Brocken vorgeworfen hat, würde kein Staatsanwalt Anklage gegen ihren mutmaßlichen Mörder erheben.

Andererseits verdient Aleke die Ruhe und Gewißheit, die jeder Tote verdient, ob nun kurz vor seinem Ableben oder im nachhinein. Aleke ist ein mitfühlendes Wesen, kein Rachegeist – sie glaubt es nur. Aleke ist eine zarte und unschuldige Seele, der einfach etwas Schreckliches zugestoßen ist – unvermeidbares Unglück . . . , Pech. Darum zeigt Leberecht auch gerade genug Mitgefühl, um nicht schreiend davonzurennen. Er hält, um es einfach zu sagen, die Waage zwischen verblendeter Hingabe, weil er sich von ihren schönen Augen nicht lösen kann; sowie zwischen dem unsinnigen, geradezu verfänglichen Gedanken, sich auf eine Romanze mit einer unwirklichen Gestalt einzulassen, die niemals gutgehen würde.

„Was soll ich tun?“ stellt Leberecht endlich fest: „Was kann ich tun, daß dein Leiden endet?“

„Reise mit mir in die Vergangenheit. Werde Zeitzeuge meines Todes, hilf mir zu Verstehen.“

„Ich soll . . . in die Vergangenheit reisen?! Geht das überhaupt?“

„Ein Geist sitzt vor dir, und du zweifelst an so etwas Banalem wie einer Zeitreise?“

Da hatte sie wohl recht. Leberecht ist es nicht gewohnt,

mit derartig absurden Ideen zu hantieren. Aber erwartet sie auch, daß er den Mord an ihr verhindert? Dazu sagt sie nichts. Würde das nicht die Zeitlinie beeinflussen? Und ist das überhaupt möglich, wenn es sich bei der Vergangenheit doch um abgeschlossene Ereignisse handelt?

„Außerdem“, fügt sie besonnen hinzu, „reisen wir nicht in die Vergangenheit. Sondern ins Jenseits.“

„Ins *Jenseits*? Ist das Hier dann das *Diesseits*?“

„So einfach ist das.“

„Vielleicht für dich! Diesseits, Jenseits. Das ist für mich alles wie vom fremden Stern!“ – Seine Stimme wird panisch, jetzt, da sie sich seiner Mithilfe vergewissert hatte. „Was glaubst du, soll ich denn tun, um mit dir ins Jenseits zu gehen? Sage jetzt nicht: Sterben!“

„Nein, das ist nicht notwendig. Das Jenseits umgibt uns wie eine magische, unsichtbare Aura. Ähnlich dem blauen Leuchten, das du wahrnimmst – und nicht weißt, woher es kommt. Es ist immer da, es war immer da.“

„Ich verstehe das nicht.“

„Überlasse den Reiseweg nur mir.“ Beruhigend streicht sie ihm über den Kopf: „Es ist eine Entscheidung, die dich ans Ziel bringt: Der feste Glauben an die Existenz des Unmöglichen. Wenn ich dir sagte, du müßtest lediglich etwas Symbolisches tun – würdest du es tun?“

„Etwas Symbolisches? Wie Augenschließen?“

„Nein, etwas Symbolisches wie die Einnahme von Eßbarem, oder eines Getränks. Sieh dich einmal um.“

„Gleich hier?“ – Er erhebt sich.

„Ja. Schau durch die Regale, ob dir etwas auffällt. Es ist etwas, das nur du sehen kannst. Vielleicht eine Tube, eine Schachtel, ein Glas ...“

Leberecht blickt sich gespannt um, immer im diffusen Licht des blauen Schimmers. Seine Augen verweilen bei eingelegten Gurken. Eines der Gläser wirkt ungewöhnlich matt und farblos, sodaß er mehrfach hinsehen muß. Er nimmt das Glas in die Hand.

„Wie wäre es mit Salzgurken?“

„Das kann ich nicht beantworten.“ Aleke tritt einen Schritt zurück.

Skeptisch schaut er sie an, dann wieder das alberne Glas in seiner Hand.

„Also bitte, dann eben Salzgurken“, bemerkt er zynisch, öffnet den Deckel und nimmt einen guten Schluck vom Gurkenwasser in den Mund. Er schluckt.

Und dann wird ihm schwarz vor Augen; sein Körper fällt genügsam und schmerzlos in sich zusammen, als hätten sich seine Knochen aufgelöst.

Willkommen im Jenseits.

Dritte Enge

Ein starkes Schütteln läßt Leberecht erwachen: Sein Kopf schlägt immer wieder gegen eine Fensterscheibe. Offenbar war er über die Mittagszeit eingeschlafen. Wie er sich umsieht, kichern einige Mädchen, die sich von der Bank vor ihm umdrehen. Er kennt sie nicht, weiß nicht, weshalb sie lachen. Als würde es ihn nichts angehen, sieht er sich weiter um.

Er sitzt in einem Bus, der durch eine Stadt fährt. Es ist die Stadt London. Er weiß es, weil er die typische Architektur wiedererkennt, die Beschilderung, die Art der parkenden

Autos und herumwandelnden Menschen. Mit unbeirrbarer Überzeugung meint er sogar zu wissen, daß er an einer Stadtrundfahrt teilnimmt. Und immer mehr kommt ihm vertraut vor, selbst die Mädchen, die über ihn gekichert haben: Eine von ihnen kennt er schon eine ganze Weile, und sie hat sich schon früher über ihn lustig gemacht.

Zunächst hat er einen salzigen Geschmack im Mund. So, als habe er gerade eine Salzgurke gegessen. Aus dem Rucksack zwischen seinen Beinen zieht er eine Wasserflasche hervor, aus der er hastig trinkt.

Benebelt fühlt er sich und fehlt am Platz. Als er an seine Stirn greift, bemerkt er Haare, die er dort nicht haben sollte. Erschrocken fährt er sich durchs Gesicht, betrachtet seine Hände, seine Kleidung. Alles fühlt sich fremd an – und trotzdem richtig. Mutlos bemüht er sich, in der Fensterscheibe ein Spiegelbild einzufangen: Da ist ein Schemen, ein Umriß; kein klares Bild, doch eine fremde Nasenform. Ob er tatsächlich kurzerhand in die Gestalt, den Körper dieses *Erdmann* geschlüpft ist? Aber das gehörte wohl dazu – zu seiner sogenannten Reise in Jenseits. Krampfhaft bemühte er sich um innere Ruhe; jene Gelassenheit, die angemessen ist, wenn man etwas Verstörendes in Erfahrung bringt.

Demnach wäre er jetzt in der Vergangenheit — etwa zu jenem Zeitpunkt, an dem Aleke gestorben ist? Doch sie sprach von Kälte und Frost. Das paßte nicht zu dem grauen Tag, den er in der Londoner Innenstadt wahrnahm.

Bekannt dagegen ist ihm die Wärme über seiner Brust, und auch eine neue Wärme an den Händen – genau dort, wo er Aleke zwischen Supermarktregalen an den Wangen berührt hatte. Die betroffenen Stellen fühlen sich an, als wäre man gerade der Glut einer großen Feuerschale zu

nahegekommen. Es waren unsichtbare Brandmale.

Und sollte er nicht auch Aleke irgendwo sehen? – Jedoch, sie sitzt nicht im Bus. Jedenfalls nicht im Oberdeck des Doppelstockbusses.

Wohin würde er fahren? Sollte er sich an die anderen halten – seine „Mitschüler“? Damit er seinen Ausstieg nicht verpaßt? Denn wenn es wirklich stimmte, daß er nunmehr des Mörders Erdmann Identität angenommen hat, würde er sich erst daran gewöhnen müssen; sich in der unerwarteten Lage zurechtfinden müssen – nicht allein, um unauffällig zu bleiben. Denn mit wem auch immer er hier sey: Sie würden merken, daß er nicht Erdmann ist. Oder erwartete er da der Maßgaben zu viel?

Eine Weile noch fährt er durch die Londoner Innenstadt; eine Stimme kommentiert Sehenswürdigkeiten über Lautsprecher. Nicht mehr und nicht weniger sollte sein Interesse finden. Und es gab ihm die erforderliche Zeit zur Eingewöhnung.

Unablässig betrachtet und ergründet er seinen Körper, diesen einzigen Einblickspunkt in seine neue, seine gegenwärtige Identität. Offenbar ist er ein junger Mann von nicht mehr als zwanzig Jahren, eher jünger; gut gebaut und sauber – also seinem wahren Ich ganz ähnlich. Sie unterscheidet zunächst allein die Gewandung, denn Erdmann ist nicht sehr hervorragend gekleidet; nicht so, wie er sich seinerzeit in diesem Alter gekleidet hatte. Damals trug er einen Pferdeschwanz, und versuchte sich, wie seine Mitschüler in diesem Alter, durch Schmuck von anderen abzugrenzen, da der Mut für Tattoos noch nicht ausreichte. Man trug diese ledernen Armbänder, Ketten mit Knoten und Perlen und was man sonst so basteln konnte, ohne gleich als Punk da-

zustehen. Aber nichts davon hatte er an sich; ein geradezu trauriger Anblick.

Bald hält der Bus an einer Haltestelle, gleich neben einem großen Brückenbogen. Eine Stimme bittet die Fahrgäste auszusteigen, man gehorcht. Und wie sich die Masse erhebt, da tut es auch Leberecht. Jemand ruft seinen Namen, jedenfalls den Namen Erdmann. Es ist die Stimme einer erwachsenen Frau, sichtlich bemüht, ihre Schäfchen beisammenzuhalten. Sie muß eine Art Lehrerin sein, und ihre Schäfchen, so auch er, ihre Schüler. Dann wäre ohne Umwege zu deuten, daß er sich auf einer Art Schulausflug oder Klassenreise nach London befindet. Und Aleke mußte es auch. Bedeutet dies, daß sie als Schülerin, während dieser Reise, gestorben ist?

Sobald er auf die Straße tritt, sieht er eine Versammlung von Altersgleichen auf der gegenüberliegenden Straßenseite, zu der jene Lehrerin winkt. Er geht hinan, was soll er auch sonst tun?, und bald steht er inmitten einer Gruppe aus Jungen und Mädchen in seinem Alter, insgesamt ein gutes Dutzend an der Zahl. Die Lehrerin zählt durch.

Grau ist der Himmel inzwischen geworden, verfinstert sich rasch. Bald wird es regnen, und nicht zu wenig. Leberecht – oder Erdmann, wie wir ihn fortan für die Dauer seines Aufenthalts im Jenseits nennen wollen – erinnert sich plötzlich an Dinge, die er nicht kennen kann. Er weiß beispielsweise, daß sie tags zuvor eine Reihe von Denkmälern besichtigt hatten, darunter eine große Löwenstatue. Abends waren sie in ein Restaurant eingekehrt, und es hatte allerlei Spaß beim Übersetzen der Speisekarte gegeben. Sie schliefen in einem kleinen Hotel, das lag nur zwei U-Bahn-Stationen vom Zentrum entfernt. Mittags hatte es etwas zu essen auf die Hand gegeben, dann verbrachte man die

Zeit in Grüppchen mit Bummeln, eine Mitschülerin war auf einer Bank sogar eingeschlafen. Plötzlich dringen immer mehr Erinnerungen hervor – nur nicht die seiner eigenen Identität. Hätte ihm Aleke nicht seinen Namen angekündigt – er hätte ihn auf Nachfrage nicht nennen können! Er weiß genausowenig, wo er geboren wurde, wie seine Eltern heißen oder den Namen seiner Schule, geschweige denn den seiner Heimatstadt. Alles, woran er sich erinnert, beschränkt sich offenbar auf die letzten paar Tage.

Während er sich erinnert, starrt er weiter in die Luft und beobachtet besorgt das Wetter. Unerwartet springt Aleke aus der Menge auf ihn zu und bleibt vor ihm mit einem abschließenden Satz stehen, sodaß sie den Rest ihres Impulses dergestalt abfedern muß, indem sie sich ihm beinahe in seine Hände wiegt und eine überaus gespannte Körperhaltung einnimmt. Ihre enganliegende blaue Jeans und das nicht minder enganliegende weiße Oberhemd tun ihr Übriges, um Erdmann in Ehrfurcht vor diesem Anblick erstarren zu lassen. Geradezu blaß vor Schock hält er die Luft an.

Aleke bäumt sich aufwärts, mit einem frechen Grinsen im Gesicht, und strebt nach seinem Kopf. Es ist mehr Geste als Innigkeit. Doch niemandem fällt das auf.

Er erkennt sie freilich wieder; sie ist wieder Geist, nur lebendiger und voller Lebensenergie. Prüfend mustert er ihre schmale Nasenwurzel, die feinen Augenbrauen, Stirn und Haaransatz, die Ohren, Hals und Dekolleté – alles so harmonisch, so unberührt, wie er es nie zuvor und später niemals wieder gesehen hat. Sie muß eine derjenigen sein, denen man eine besondere Schönheit nachsagt; ein Mensch, der also nicht ausschließlich dem gerade modischen Schönheitsideal entspricht; sondern der sich mit anderen Schönheiten

auf eine Bühne stellen könnte und trotzdem hervorsticht; trotz allem sofort das Auge fängt, als würde ein ... blauer Schimmer sie umgeben. Gegen ihre Mitschülerinnen ist sie wie eine starke Kornblume in einem abgestoppelten Gerstenfeld.

„Du bist es. Im echten Leben!“

„Wie bitte?“ lächelt sie erstaunt zurück. Glücklicherweise hat sie gerade der Straßenlärm übertönt, sonst hätte er sich erklären müssen. Denn Aleke versteht seine Anspielung nicht, und das ahnt er. Wenn er schon dieser Erdmann sey, dann müsse er sich auch benehmen wie Erdmann, und nicht wie Leberecht, der von Erdmanns Körper Besitz ergriffen hat! Wichtiger noch: Er hatte wohl auf eigene Faust zu ergründen, wie sich alles zugetragen hat; und da er ferner von Aleke keine Hinweise erwarten darf – denn sie ist gefangen in der Gestalt ihrer Vergangenheit –, muß er jederzeit mit dem schrecklichen Ereignis rechnen, weswegen er erst hierhergekommen ist.

Hier auf der Straße sind sie nur zwei Schüler. Aleke, verblüffend kindisch, hängt wie von Sinnen an ihrem Kameraden, daß man annehmen muß, es sey ihre erste Liebe. Und sollte es Erdmann ihr nicht nachmachen, um keinen Verdacht zu erregen? Dabei müßte er nichts anderes tun, als sie vor ihrem bevorstehenden Tod zu warnen! Doch wovor genau? Dem nächsten Auto an der Straßenkreuzung? Einem Blitz im aufziehenden Unwetter? Einem vom Fenstersims herabfallenden Blumenkübel? Und dann? Man würde ihn für verrückt erklären, ihn auslachen! – Es hilft alles nichts, er muß seine Rolle weiterspielen.

Bedeutender noch ist eine andere Frage: Aleke zeigt mit ihrem Verhalten Interesse an seiner Freundschaft; das meint,

ein Interesse an einer innigen Begegnung; mit anderen Worten: Sie ist unverkennbar verliebt in ihn. Nun muß sich Erdmann fragen, ob er es auch sein sollte. Oder sind sie gar schon ein Paar und wollen es nur noch nicht öffentlich zeigen? Auch das gibt es! Erdmann kann darüber sinnen wie er will – eigenartigerweise steckt dazu keine Erinnerung in ihm, vielleicht, weil es keine Beziehung zum Erinnern gibt. Die Chance ist groß, sich falsch zu verhalten: Wenn er sich ihr gegenüber fremd verhielte, abweisend oder auch zuneigend – könnte eben das in ihr eine Reaktion hervorrufen, die zu ihrem Tod führt. Er ist hin- und hergerissen: Diese hübsche junge Frau weilt an seiner Seite, und er weiß nicht, wie er zu ihr stehen soll ...

Jetzt, da man sich gesammelt hatte, wird das weitere Vorgehen besprochen: Die einen möchten zum Einkaufen, die anderen in ein Museum, eine dritte Gruppe in eine Sportbar. Erdmann und Aleke sind unentschieden. Erdmann erinnert sich, daß er an keiner der Möglichkeiten großes Interesse verliert; er weiß sogar, daß er mit Sport am wenigsten anfangen kann. – Bemerkenswert, woran er sich nach und nach zu erinnern beginnt: Eigenheiten, Orte, Namen ... – nur nicht an die Aufrichtigkeit seines Wesens. Denn er kann nicht einschätzen, ob er selbst, also Erdmann, ein Mörder ist. Es ist, als hätte Leberecht von Erdmanns Körper zwar Besitz ergriffen; aber auch als ergreife Erdmann von ihm Besitz. Und wenn nun wirklich ein jähzorniger Mörder in ihm steckt? Dieser Teil bleibt ihm verschlossen; Erdmann öffnet sich nicht für Leberecht.

Noch während seine Blicke ihr Gesicht verschlingen, überfährt ihn Angst, daß er ihr etwas antun könne. Immerhin verlebt er die Geschehnisse in einer Art Rückblende, ohne

ernsthaft eingreifen zu können. Die Vergangenheit bleibt die Vergangenheit, und er ist verdammt, sie beteiligend aber einflußlos wahrnehmen.

Es ist soweit, ein Regen bricht los. Kaum sind die ersten Tropfen vorüber, beginnt ein Platzregen, wie ihn London lange nicht erlebt hat. Auf den Straßen öffnen sich zahllose Regenschirme; die Menschen flüchten sich in Fahrzeuge, in Geschäfte, unter Markisen und was immer ihnen Deckung geben kann. Auch die Gruppe Schüler sucht Schutz vor der klammen Nässe, die kaum mehr von einem Bad in Kleidung zu unterscheiden ist, und geht dabei unbemerkt auseinander. Der Niedergang ist so heftig, daß kleine Tropfenkrater vom Boden, von der Straße, abspringen und es gleichermaßen wie ein Regen von unten ist.

Donner schließt sich an, Blitze zucken über den Himmel. Das Unwetter hatte sich hinter den hohen Gebäuden der Innenstadt uneinsehbar herangeschlichen und sie dann überfallen wie ein Raubtier. Umso eiliger ist nun Handeln gefragt, denn einige der Mädchen, nämlich die in dünner Sommerkleidung, sind bereits jetzt bis auf die Haut durchnäßt: Sie behüteten mit aufgelegter Hand ihr Haar, ihre Taschen, und behüten auch einander durch wirres Gekreische.

Erdmann tut zunächst gar nichts. Er starrt gen Himmel, so recht es geht, und erfreut sich innerlich an der einzigartigen Erfahrung, zumal nicht er, sondern sein *besetzter* Körper naß wird. Schlagartig dunkelt es; ein stürmischer Wind bläst durch die Straßenschluchten und hatte ohnehin

die meisten Menschen vertrieben. Die beiden Lehrerinnen rufen die Schüler zusammen, dirigieren sie die Straße hinab, wo man sich in die U-Bahn-Station zu flüchten beabsichtigt. Abfall wird aufgewirbelt; der Reklame-Aufsteller vor einem Geschäft geht zu Boden und schlägt knallend aufs Pflaster. Das ist wie die Peitsche, die die Herde antreibt und jagt, daß die Gruppe nur umso schneller davonrennt. – Doch in ihrer Hast übersehen sie Aleke und Erdmann.

Aleke hat etwas Schelmisches an sich, das der Geist aus vorherigen Begegnungen nicht vorweisen konnte. Sie greift sich des Überfahrenen Hand und zieht ihn über die Straße, während er ihr willenlos folgt und kein Wort verliert. Sie laufen in die entgegengesetzte Richtung, biegen um eine Hausecke und erreichen eine Nische zwischen zwei heruntergekommenen Häusern, in der steht eine Telefonzelle. Offenbar ist sie schon seit einer Weile außer Betrieb, denn ein Aufkleber verhält den Türgriff. Fest zieht Aleke daran; die verklemmte Tür springt auf und sie beide treten ein.

Nun peitscht und rumort das Unwetter mit erstaunlicher Kraft gegen die vergleichsweise breiten Glasfronten, und obschon sie bei heiterem Wetter weithin sichtbar gewesen wären, weilen sie dieserzeit wie verborgen in einem Verschlag: Die allgemeine Dunkelheit des Unwetters; das fehlende Licht im Inneren der Zelle; die fehlende Beachtung der Passanten, die ihre Haut ins Trockene bringen wollen – dies alles trägt dazu bei, daß das Pärchen wie ungestört ist; abgeschieden und allein. Genausogut hätten sie nackt darin stehen können, ohne die Verlegenheit befürchten zu müssen.

Die beiden stehen sich gegenüber, kichern einander, wohl ohne Grund, an. Was hat sie vor?

Gleichwohl beschämt ihr Blick aber auch etwas Trauriges, hat etwas Ausgezehrt an sich. Sie wirft ihr nasses Haar zurück, streicht es sich glatt und wischt sich mit einem Taschentuch die Tropfen aus dem Gesicht. Wie Erdmann ist auch sie bis auf die Wäsche durchtränkt mit dem sturmgetriebenen Regenwasser, sodaß sie nun zu zittern beginnt. Der aufmerksame Erdmann bemerkt dies.

„Leider habe ich ...“

„Du bist mir nichts schuldig. Das warst du nie.“ – Dabei bezieht sie sich ganz offensichtlich nicht auf das nicht vorhandene Handtuch, das Erdmann ihr im Scherz anbieten wollte; sondern auf etwas, das zu ihrem Gesichtsausdruck, den betrübten, mitfühlenden Augen paßt. Sie mag jung sein, dumm und naiv; doch was sie ist, das reicht einer Königin zugute, die weise, gerecht und vorausschauend über ein ganzes Volk wacht. Sie, und keine andere, hätte das Potential zu einer ganz großen Führerin der Menschheit; einer Führerin, die eint und sich des Wohles und des Zuspruchs aller vergewissern kann.

Ihre Worte klingen zärtlich, wie man einen Schmetterling auf dem Finger trägt. Sie klingen liebevoll und aufrichtig, wie auch ihr ganzes Wesen davon durchtränkt zu sein scheint. Jede, die mit ihr verglichen würde, wäre ein Grobian, ein Tölpel sondergleichen!

Erdmann lauscht gerne ihren flüsternden, sanften Worten — das hat er immer, wie er sich jetzt erinnert. Der seinen Körper besetzt hält, würde gerne wissen, wie sie einander kennengelernt haben. Doch das verrät Erdmanns Erinnerung nicht. Noch nicht.

Stattdessen bringt sie das gegenseitige Staunen und Schauen nur enger zueinander, festigt, was ohnehin schon gefe-

stigt war. Erdmann ist sich nun sicher: Das ist ihre junge, unschuldige Liebe, in deren Machtfülle man die ganze Welt zu erobern glaubt. In jener Zeit, da die Menschen so jung und frei sind, insbesondere frei von jedweder Verpflichtung, daß sie sich für übernatürlich halten, für schöpferisch und besserwisserisch; da sie alles ablehnen, obwohl sie dessen Teile sind; da sie einander abkehren, obwohl sie neugierig sind; da sie eine Begegnung wie diese romantisch nennen, obwohl sie das Wort Romantik noch lange nicht verstehen werden.

Jedoch, Aleke versteht es – in einer rudimentären, primitiven Form, die sie dazu bewegt, stets in einer Weise aufzutreten, daß man von ihr entzückt sein mußte!

„Warm sind deine Hände“, flüstert sie Erdmann zu, als er ihre Schultern berührt. Er streicht ihr hier und dort die Tropfen zusammen, daß sie an ihrer nassen Haut herabrinnen. Es ist mehr eine gutwillige Geste der Fürsorge denn eine vorsätzliche Handlung der erotischen Anspielung. Anschließend bequemt er sich mit wackelnden Bewegungen in eine für ihn angenehmere Position. Fürwahr, die Enge der Telefonzelle ist teilweise durch das Tischchen und den daran befestigten Telefonapparat bedingt.

„Ist es zu spät, dir zu sagen, wie sehr ich dich liebe?“

„Dazu ist es nie zu spät.“

Für den Leser mag nicht wichtig sein, wer das eine, und wer das andere gesagt hat; ob nun Leberecht als Erdmann sprach, oder Aleke in einem Moment verlorener Fassung ihr Herz offenbarte. Sie gehörten ganz einfach zusammen, so zweifelsfrei, wie nichts anderes in ihrem Jenseits. Umso tragischer ist für Erdmann die Erwartung, daß sie voneinander scheiden werden: nur wann und wo? Er hofft, daß es

nicht doch in diesem Moment geschehen möge.

Dabei häufen sich gerade jetzt die verdächtigen Anzeichen! Denn ein Hagel bricht los, der sich unter den Regen mischt. Erst linsengroße, bald kirsch kerngroße Körner brechen in einem dichten Schauer nieder; prasseln unentwegt kräftig gegen die Scheibe und tönen laut, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen kann. Ob die Scheibe brechen wird? Dazu dunkelt es schlagartig wie zu einer Sonnenfinsternis.

Erdmann fürchtet sich: Ist dies nicht die Kälte und das Eis, von dem Aleke gesprochen hatte? Und jene Dunkelheit, die sie zum Zeitpunkt ihres Todes umgab? Würde es heute – würde es in *diesem* Moment geschehen? Erdmann ist aufgeregt wie nie zuvor in seinem Leben.

Dabei bangt er nicht die Tat an sich, denn die war ja bereits geschehen. Im Gefionismus heißt es: Fürchte nie die Notwendigkeit. Vielleicht kann man das am besten mit einem Besuch beim Zahnarzt vergleichen: Es gibt eben Dinge, die zu tun sind; an denen man sich nicht vorbeimogeln kann. So war es auch jetzt: Erdmann starrt in ihre tiefen Augen – ganz ungläubig, denn glauben will er nicht, daß ihr etwas geschehen kann. In keiner Weise, außer vielleicht durch einen unglücklichen Unfall, ließe sich ihr junges Ableben rechtfertigen; noch weniger, wenn ihre große Liebe darin verwickelt ist!

Seltsam, daß sie nach diesen Gedanken dichter stehen als zuvor. Es gibt ja nämlich in der ohnehin vorhandenen Enge der Telefonzelle keine Ursache, keinen Anlaß, noch dichter aufeinanderzurücken. Vielleicht schoben sich die gegenüberliegenden Wände zusammen, aber das ist unwahrscheinlich. Vielleicht nahmen sie freiwillig von den ausge-

kühlten Scheiben in ihren Rücken Abstand, das scheint plausibel. Vielleicht drückten sich die Verliebten auch unbewußt gegeneinander – das wäre sogar für die beiden romantischer als gewohnt.

Aleke nutzt jede Sekunde dieser Gelegenheit: Behutsam aber bestimmt umschlingt sie seinen Hals und zieht sich mit der Hüfte an ihm hoch, sodaß sie ihm im Prinzip auf den Schoß springt und mit den Beinen umklammert. Erstaunlich, daß ihr dies in der Enge gelingt. Erdmann läßt das alles geschehen – noch immer will er sich nicht von der Vorstellung lösen, daß jeden Moment etwas Schreckliches geschehe.

Stattdessen geschieht das Gegenteil: Mit unerhörter Hingabe breitet sie ihm ihr Inneres aus; zeigt mit Berührung und Spontaneität, wie bereitwillig sie sich auf ihn einlassen kann und will. Und erst jetzt gibt er sich dieser freien Haltung hin, läßt die Sorgen fliegen, atmet ruhig und beständig, um ihrem Entgegenkommen gerecht zu werden:

Um sie seinerseits festhalten zu können, greift er ihr daher beidhändig unter das Gesäß. Er fühlt die nasse Jeans, die gespannten Nähte und Falten jener ohnehin eng liegenden Hose, die nun Teil von ihm wird.

Ihr Haar wirft Aleke noch ein-zweimal zurück, um ihn genau sehen zu können. Sich der Stütze bewußt, richtet sie mit den freien Händen ihr Hemd, den Sitz ihrer Brüste, die Träger auf den Schultern. Dann fährt sie sich, ebenfalls mit beiden Händen und abgespreizten Daumen, von den Schläfen nach hinten durch die Haare, streift und kämmt sie glatt, daß die Pracht ihres ganzen Gesichtes sich eröffnet und Erdmann weiter betört. Das herausgedrückte Wasser tropft ihr am Hinterhaupt ab, läuft ihr den Rücken hinab

bis in die Wölbung ihres Gesäßes – wo es Erdmanns Hände bemerken. Erst jetzt plätschert das überschüssige Naß in seichter Folge auf den Boden. Er weiß nicht woher, aber es erregt ihn.

Und wie Aleke einen Moment innehält, indem sie mit den Händen ihr Haar hinter dem Kopf zusammendrückt, da wird er geblendet von einem strahlenden Menschenbild, wie es nie zuvor gesehen, gemalt oder fotografiert wurde: In unerreichbarer Würde scheint ihm dieses wie zu einem Dreieck zusammengesetzte Motiv aus zwei angewinkelten Armen und der Kopf-Hals-Linie, daß er es zu einem Zeichen des Göttlichen hätte ernennen wollen, wenn es denn einen Namen dafür gegeben hätte, was er wahrnahm. Jenes Geschenk, dem er eher beiläufig teilhaftig wurde, wollte er zeitlebens ehren und es einordnen – in alle bisherigen Begegnungen vergnüglicher und unerwarteter Gedrängtheit; einer Eigenheit, die speziell diesem Geist zugedacht sein mochte.

Wie Aleke in sein verblüfftes, überrumpeltes Gesicht guckt, muß sie lächeln. Freilich erwartet sie eine Reaktion wie diese; eine Entgegnung, hervorgerufen durch ihr anzügliches Benehmen, das eigentlich gar nicht anzüglich ist. Als junge Frau kann sie mit ihrem Körper etwas bieten, nach dem sich jeder junge Mann umgedreht hätte. Mehr noch, in diesem Falle bietet sie sich nur einem einzigen Kerl an, und der kann mit der Zeit nicht mehr vorbringen als Gafferei und Stammelei. Für Aleke ist das in Ordnung. Und für Erdmann ebenso.

Drum wollen sie von nun an schweigen, und sich stumm begreifen: Ganz so, als hätten sie einander nie zuvor angesehen, schauen sie sich in die Augen – und tun, als hätten sie

keine Namen füreinander: Wer ist er? Wer ist sie? Warum siehst du mich so betörend an?

Den jungen Menschen gefällt, was sie tun, denn es ist aufregend, es ist ein Abenteuer abseits des Alltags; abseits der allgegenwärtigen Nüchternheit, die sie am Ende des Hagelregens, ja, außerhalb dieser winzigen Telefonzelle; außerhalb des paradiesischen Quadratmeters erwartet. Sollen sie das einfach so hingeben? Es so hinnehmen? Steht ihnen nicht ein höheres Ziel voraus, daß selbst Erdmann seine Mission vergißt?

Sie zu warnen, ihren Tod zu verhindern, das hatte er sich in den Kopf gesetzt, doch ohne viel Hoffnung. Jetzt galt die Kostbarkeit des Augenblicks, nicht die Verheißung des Todgeweihten; der unbeherrschte, nicht wiederkehrende Moment gegenüber einer beschlossenen, unabwendbaren Endgültigkeit. Darum atmet er jetzt langsamer, in der Hoffnung, die Zeit möge ebenso verlangsamen. Er streckt auch seine Brust, so gut es geht, spannt Muskeln in Armen und Beinen, um ihren Körper nicht wieder hinabgleiten lassen zu müssen; hofft auf die selbsterklärende Wohlgefälligkeit seines Äußeren.

Wie sich zeigt, ist das für Aleke nicht von überzeugender Wichtigkeit. Denn ihm ganz ähnlich verlängert sie die Begegnung, indem sie ihre Umklammerung lockert, sich scheinbar leichter macht, damit sie noch etwas länger auf ihm sitzen könne; sie hängt ihm an in präziser doch unnahbarer Würde, nicht untergeben, nicht überheblich, sondern, wie er, in bestmöglicher Wohlgefälligkeit, damit er sie nicht verwerfe, und nicht für zu freizügig halte. Es ist diejenige Gewalt, die eine Frau gegenüber dem Mann erbringen kann, ohne ihr Gesicht zu verlieren; jene Macht, aus der die Män-

ner seit Menschengedenken im Austragen von Kriegen und Spielen zehren.

Dann neigt sie sich vor zu seinem linken Ohr. Sie wird etwas lauter als das beabsichtigte Flüstern sprechen müssen, doch im gegen die Scheiben unvermindert donnerndem Hagel wird es wieder wie Flüsterei klingen:

„Ich habe gewagt zu hoffen . . . , daß du für so etwas empfänglich bist.“

Noch etwas will sie sagen, doch schluckt sie die erste wortformende Silbe gleich wieder herunter. Ihr Herz schlägt ihr bis an die Kehle, und sie fühlt, in den nächsten Minuten, oder wenigstens über die Dauer jener bemerkenswerten Zusammenkunft, kein klares Wort mehr hervorbringen zu können. In ihrem Geist gleichwohl, da beben die Gedanken und wollen sich in Gesängen ergießen.

Stattdessen führt sie ihren Kopf weiter abwärts, vom Ohr hinab zum Hals, wo sie behutsam ihre Lippen auf seine Haut legt, den Mund jedoch geschlossen hält. Sie bedenkt sich einen Moment, wie weit sie gehen will. Es ist keine Furcht vor dem Entdecktwerden; der plötzlich aufgerissenen Tür durch eine Lehrkraft, die sie zaudern läßt.

Um nicht aufs Ganze gehen zu müssen, sollte sie zunächst *probieren*, so wie man ein fremdes Gewürz zunächst auf die Zungenspitze legt, ehe man sich dazu entschließt, sein Essen damit zu würzen. Und so äußert es sich, daß sie ihre Zunge durch die leicht geschlossen gehaltenen Lippenbänder drückt, um ihn, Erdmann, mit der Zungenspitze zu *kosten*.

Mit geschlossenen Augen und in einer zerreißenden Genußtuung schmeckt sie seine nasse Haut, die Feuchtigkeit des Regens. Und Erdmann seinerseits bemerkt, wie sich ihr

Körper an ihn preßt, wie sich der entseilte Bergsteiger an die Felsen klammert, um nicht abzustürzen. Sie atmet unruhig, voller Entrückung, voller Erregung, als wäre er ihre Heimstätte; der Ort einer seligen Heimkunft; die Seele für den seelenlosen Körper. Wäre ihr Leib ein Luder¹ gewesen – sie hätte sich von ihm fressen lassen.

Doch trotz aller Hingabe bleibt es bei dieser unmerklichen Berührung mit der Zungenspitze. Nur Momente später läßt sie davon ab, hebt ihren Kopf, löst die Umklammerung und steht verlegen neben ihm. Es erschien ihr doch zu weit gegangen, ihm Küsse oder mehr noch abzutrotzen.

„Habe ich etwas falsch gemacht?“ will Erdmann wissen, sich keiner Schuld bewußt.

„Vielleicht habe *ich* etwas falsch gemacht.“ – Sie kann ihm nicht ins Gesicht sehen. Es ist ohnehin der falsche Ort, freizügiger zu werden, zumal der Hagelregen nachläßt. Es wird leiser, es wird heller; die Menschen wagen sich wieder auf die Straße, um die durch Warten vergeudete Zeit wieder aufzuholen. Immer öfter passieren sie jetzt die Telefonzelle, ohne sie oder ihre Insassen zu beachten. Doch es wäre möglich.

Außerdem gibt es nun keinen Grund mehr, der Gruppe fernzubleiben. Man würde sie suchen, man würde sie zusammen sehen. Das ist Aleke nach wie vor unangenehm. Es müßte einen abgeschiedenen Ort geben, an dem man tatsächlich ungestört und unter sich ist – so denkt übrigens auch Erdmann, der sich nicht recht entscheiden will, ob er sich bar des schönen Erlebnisses freuen oder der Kürze

¹Das *Luder* im Sinne eines Kadavers, der bei der Jagd ein Raubtier anlocken soll.

des Erlebten grämen soll. So durcheinander, wie er in die Telefonzelle hineingezogen wurde, so durcheinander verläßt er sie. Er folgt Aleke, nunmehr nicht länger an ihrer Hand, über die Straße, zum letzten bekannten Treffpunkt der Gruppe. Die Mitschüler verspotten sie, daß sie noch mehr als sie selbst durchnäßt sind, und es offenbar nicht rechtzeitig in eine Deckung geschafft hatten. Wenn *die* wüßten!

So begleitet sie einer der Betreuer zurück zum Hotel, wo sie sich umziehen sollen, derweil der Rest der Gruppe weitere touristischen Besonderheiten der Metropole wahrnimmt. Erdmann geht wortlos mit ihnen und beobachtet. Es kann noch nicht soweit sein. Doch es soll das letzte Mal sein, daß sie so peinlich berührt dastehen werden.

Vierte Enge

Am nächsten Morgen reist die Gruppe mit dem Bus weiter. Erdmann hat lange geschlafen, hat sogar das Mittagessen verpaßt und erwacht mitten auf der Fahrt am frühen Nachmittag. Als er aus dem Fenster schaut, sind sie fernab jeder großen, sogar fernab jeder kleinen Stadt. Sie befinden sich auf einer ausgestreckten, öden Straße, die zu beiden Seiten durch grüne Hügel eingefaßt ist. Immer wieder stehen Felsen heraus, die ländliche Gegend ist urig und unbebaut; man erkennt vereinzelt Schafherden in der Ferne, niedrige Steinmauern und Zäune. Anhand der Ortsbezeichnungen auf den Straßenschildern kann er erkennen, daß sie sich in Schottland, nördlich von Stirling, möglicherweise bereits im schottischen Hochland befinden.

Die Stimmung im Bus ist gesund: Die jungen Menschen unterhalten sich, hören Musik, lesen oder versuchen sich anders zu beschäftigen. Doch das interessiert Erdmann zunächst nicht. Aleke hat nicht neben ihm gegessen; stattdessen findet er dort seinen Rucksack. Die Größe des Busses gestattet jedem Schüler einen eigenen Doppelsitz.

Er sieht sich um – da ist sie. Aleke sitzt in der vorletzten Bankreihe, und starrt mit einem betrübten Gesichtsausdruck aus dem Fenster. Selbst mit diesem Gesicht wirkt sie wunderschön. Da er sich bereits einige Sekunden den Kopf nach ihr verdreht, fällt er ihr nun auf und sie blickt zurück. Sobald sie dies tut, bemerkt er ein Brennen am Hals und greift mit der Hand dorthin. Es ist genau jene Stelle, an der Aleke tags zuvor ihre Lippen angesetzt hatte. Doch auch die anderen Stellen, Brust und Hände, sind noch immer spürbar warm, jedenfalls wärmer als sie sein sollten.

Aleke sieht nun, daß er sich an den Hals faßt, wird dadurch an ihre aufdringliche Tat erinnert und schaut beschämt woanders hin. Erdmann kann das nicht verstehen: Sie muß sich quälen mit einer unbegründeten Schuld; einer Schuld, die sie sich eigentlich nur einbildet. Wenn sie ihn doch liebt, dann dürfe sie es auch zeigen!, meint er. Er seinerseits hat nichts dagegen, ihr näherzukommen. Doch angemessen und zurückhaltend. Ob er zu ihr gehen soll? Mit ihr sprechen? Aber die Mitschüler sind nah, könnten alles hören. Dann würde sie sich umso mehr verschließen.

Erdmann erinnert sich beim Blick auf die Datumsanzeige seiner Uhr, daß noch vier Tage von ihrer großen Rundreise übrig sein werden. Der heutige Tag dient allein dem Transport nach Norden, dann wollen sie irgendwo nächtigen und morgen weitere Sehenswürdigkeiten aufsuchen. Ob es in-

nerhalb dieser Tage geschehen wird? Ihr Tod? Vielleicht ist es die letzte Chance, mit ihr zu sprechen!

Doch es stimmt: Zu viel Treiben ist im Gange; zu viele Ohren hören mit. Es ist der falsche Ort, die falsche Zeit, um sich der jungen Liebe, gar Zugeständnissen zu öffnen.

Nach weiteren Stunden – es dämmt bereits – fahren sie in immer größere Höhen. Die Straßen werden schmaler, zuweilen fehlt die Fahrbahnmarkierung; die Hügel entwickeln sich zu Bergen; es wird neblig und regnerisch. Endlich, mit großer Verspätung, erreichen sie die eingeplante Unterkunft, das ist ein kleines, abgelegenes Hotel in den Hügeln; mit einem wundervollen Ausblick ins Tal und die gegenüberliegende Bergfront – sofern man sie sehen könnte. Daß es Schnee gebe, heute nacht, kommentiert der einheimische Busfahrer und sucht sich einen sicheren Parkplatz für sein Gefährt.

Bei der Anmeldung stellt sich das Folgende heraus, nämlich, daß aufgrund einer fehlerhaften Buchung zwei Betten zu wenig berechnet worden sind. Nunmehr sind alle Schlafplätze durch Gäste belegt, und es gilt zu entscheiden, wie mit den zwei überzähligen Gästen umzugehen sey. Da die Hotelleitung den Fehler eingesteht, macht sie einen interessanten Vorschlag: Man unterhalte nur einen Kilometer weiter den Paß hinauf eine kleine Blockhütte, die sey üblicherweise besser zahlenden Gästen vorbehalten. In Ermangelung von Alternativen und aufgrund allgemeiner Müdigkeit und Erschöpfung nimmt man das Angebot bereitwillig an. Auch die Wahl, wer denn nun im Abseits schlafen soll, ist rasch getroffen: Erdmann und Aleke, die als letzte aus dem Bus stiegen, während alle anderen sich eilenden Fußes ihre Zimmerschlüssel geben ließen und schneller ver-

schwunden sind als man ihnen mit Bitte um Abstimmung hinterherrufen konnte.

Daß ausgerechnet je ein Vertreter beider Geschlechter zusammen übernachten sollen, stößt den Lehrkräften unangenehm auf. Sie müssen ihnen daher zusichern, nichts Körperliches zu unternehmen: „Denke an deine Freundin!“ wirft ihm eine der Betreuerinnen flapsig an den Kopf, der Müdigkeit in Ärger Luft gemacht. Und da erst klart es Erdmann auf: Wenn er eine Freundin hätte, dann wäre sie erstens nicht mit auf der Reise – ohnehin hätte sie sich längst gezeigt. Viel wichtiger: Es wäre dann auch nicht Aleke, die jedoch etwas für ihn empfindet.

Plötzlich passen alle Erkenntnisse zusammen: Ihre romantischen Anspielungen, die sie letztlich zurückhielt; ihre verlegenen und seine empfänglichen Worte ... – alles paßt. Es deutet außerdem einen Konflikt an: Denn wenn Aleke von Liebe sprach, dann meinte sie eine einseitige Liebe; und für Erdmann verhiess es Rücksicht auf seine nicht gegenwärtige Freundin, Anstand und Obacht, daß man ihnen nichts Falsches nachsage. Gerade in diesem Alter kann es schnell zu Mißverständnissen kommen. Doch jetzt, da sie bereits auf dem Weg zur Blockhütte sind, ist es zu spät für große Erklärungen und Versicherungen. Gewiß, es gibt hier einen klaren Konflikt; ein unausgesprochenes Elend; das ihnen die Nacht schwer erträglich machen konnte.

Denn würde sie nicht in ihrer Liebe gestillt; und bliebe in seinen Absichten unbehelligt – wie sollte er sie dann vor Schaden schützen?

Von einem Moment auf den Nächsten steigt die Wahrscheinlichkeit, daß er tatsächlich ihr Mörder sein könnte; daß jener Mord in der Abgelegenheit der Blockhütte verübt

werden könnte – bei Dunkelheit und Schnee.

Sollte er sofort umkehren? Um ein Bett im Hotel betteln? Nur damit sie nicht zusammen seien? Erdmann kann und will nicht glauben, daß der Mordtrieb in ihm steckt, zumal er sie mit freundlichen, neugierigen Augen betrachtet. Allein gegen Aleke das Streitwort zu erheben, hält er für so unwahrscheinlich wie die Sichtung eines Ufos.

Andererseits hatte ihm ein Geist eine Zeitreise und die Übernahme eines fremden Körpers ermöglicht. Wer kann schon sagen, was noch alles möglich ist?

Ein mitgegebener Schlüssel sperrt das einfache Blockhaus auf; es ist eingeschossig und in nur drei Räume geteilt. Immerhin gibt es einen Kamin und eine Küche. So sagt man einander Gute Nacht und verabschiedet den begleitenden Lehrer, der sich mit hochgeschlagenem Kragen nur zu gerne auf den Rückweg zur Hotelbar begibt, um den langen Tag mit einem Digestif zu beschließen.

Schon beim Betreten, beim Ablegen von Kleidung und Gepäck fühlt man jene unangenehme Anspannung, die stets zwischen zwei Fremden besteht, die sich in einer ungewohnten Situation wiederfinden. Dabei sind sie keine Fremden, sollten Vertraute sein, ohne sich lieben zu dürfen. Ist das der Konflikt, der sie fortan grämt? – Erdmann bedenkt auch dies, als er die Tür hinter sich verschließt und einen auffälligen Holzriegel erkennt, mit dem er die Tür, gleichbedeutend seinem verschlossenen Herzen, nachdrücklich doch unnötig verriegeln kann. Die Fensterflügel spannt er gar nicht erst auf, da es sowieso dunkel ist.

Derweil sieht Aleke sich um: Es ist gemütlich eingerichtet, und das zeigt sie auch ungeniert. So wirft sie sich auf das Sofa, streckt die Füße von sich, um gleich danach die Bilder

an den Wänden zu betrachten, in jedes Zimmer zu gehen und vertraut zu machen mit diesem hübschen Fleckchen.

„Willst du gleich zu Bett gehen?“ fragt Erdmann, der gerade die Heizung aufdreht, um die ausgekühlte Blockhütte aufzuwärmen.

„Das werde ich.“

Sie betritt das Schlafzimmer. Darin stehen zwei, mit einer Armlänge voneinander getrennt stehende rustikale Holzbetten. Beide ziehen Laken auf und überbieten sich im Gähnen. Es war ein harter, langer Tag, und nichts scheint ihnen so verführerisch wie die vor ihnen liegende Schlafstätte. Während Aleke sich danach im Badezimmer umkleidet, sitzt er bedrückt auf der Bettkante und denkt nach:

Wie soll er sich ihr gegenüber verhalten? Befremdlich genug, daß Junge und Mädchen in einem Zimmer schlafen müssen, wenn auch in getrennten Betten. So wurden sie erzogen, so beschämt es sie. Doch wie stehen sie nun zueinander?

Alekes Haltung kennt er: Sie liebt ihn ganz offensichtlich, doch ihr Wunsch nach einem ungebundenen Partner wird nicht erfüllt. Das betrübt sie, gleichermaßen wie es sie darin bestärkt, umso beharrlicher zu werben. Ob sie in dieser Nacht etwas versuchen wird?

Erdmann aber wünscht dies nicht. Er denkt wie Erdmann, er ist Erdmann. Damit ehrt er eine Beziehung zu einem Mädchen, das er nie zuvor getroffen hat; deren Namen er nicht einmal kennt! Aleke wüßte ihn gewiß, aber danach will er sie nicht fragen.

Und so besteht die große Frage fort: Ist dies der Konflikt, der letztlich zu ihrer Tötung führt, weil er ihre romantische Zuneigung nicht erwidert? Weil sie sich zurückgesetzt

fühlt? Mit anderen Worten: Soll er sich entgegen seiner Überzeugung mit ihr „vergnügen“, um auf diesem Wege ihren Tod zu verhindern? Die Freundin betrügen, um ein Leben zu erhalten? Oder wird gerade das ihren unvermeidbaren Tod hervorrufen?

Zunächst läßt nichts auf die kommenden Ereignisse schließen: Sie legen sich schlafen und wünschen einander eine distanzierte Gute-Nacht; für sie ist es nur eine weitere Übernachtung auf einer ausgedehnten Schulreise, gleichwohl etwas zwischen ihnen schwelt:

Erdmann, gebannt und handlungsunfähig durch seine Zweifel; Aleke, innerlich schluchzend und zerrissen, da sie einem Lebenswunsch so nahe und doch unnahbar ist. Man bedenke, daß der Mann ihrer Träume im Grunde neben ihr liegt, schlafend und der Betrachtung freigegeben. Sie könnte ihn berühren, mitten in der Nacht – wenn sie es wollte. Sie könnte sein Haar streicheln, ihm liebevolle Worte, Sehnsüchte oder Formeln, zuflüstern, ohne daß er es merkte! Es wäre eine Gelegenheit, die einseitig Verliebten nur selten zukommt. Sie weiß, sie würde sich bei Fortführung dieses annehmlichen Gedankens ins Unermeßliche verzehren – was sie schließlich umso mehr quält.

Doch hat sie auch Verständnis für ihn? Er ist schuldlos, wenn man fragen will: Warum liebt er sie nicht? Schließlich hat er sich vor ihr eine Freundin gesucht, der er jetzt treu sein will. Dagegen ist nichts einzuwenden, und es wäre ihr ein beträchtliches Seelenheil, wenn er sich ihr gegenüber ebenso verhielte.

Ob es am Ende Eifersucht ist? Nackte, erbarmungslose Eifersucht? Will sie ihm drohen, die Freundin zu versehren? Wird er daraufhin gewalttätig? Kommt es zu einem Streit;

einem Kampf, bei dem sie lebensgefährlich verletzt wird? Wäre es am Ende klüger gewesen, er hätte sich im Vorraum auf dem Sofa schlafen gelegt? Doch es ist zu spät, er schläft bereits.

Mitten in der Nacht werden sie schließlich wach, sogar beinahe zeitgleich. Sie zittern am ganzen Körper, es ist eisigkalt im Raum. Sogar ihr Atem bläht sich zu einem Nebel auf.

Als Erdmann das Nachtlicht einschalten will, bleibt es dunkel. Es gibt keine Elektrizität im Haus. Die Lichter bleiben ebenso versagt wie die Wärme, denn auch die Heizungen sind allesamt funktionslos. Die beiden können nicht wissen, daß der nächststehende Versorgungsmast umgeknickt; und daß die Ursache dessen ein unerhörter Schneefall gewesen ist.

Erdmann kramt in der Dunkelheit nach seiner Taschenlampe. Seine Uhr zeigt kurz vor Mitternacht. Sie haben in der Tat nicht lange geschlafen.

Er will nach draußen gehen, doch die Eingangstür läßt sich nicht öffnen. Da sie nach außen schwingt, muß etwas hinter der Tür blockieren. Stattdessen leuchtet er aus dem Fenster, durch einen Spalt zwischen die Fensterläden. Er blickt auf eine weiße Ebene, und ein weißes Schneegestöber, das die Sicht erheblich behindert. Der Schnee steht einen unglaublichen Meter hoch, bis kurz unter den Fenstersims. Und es scheint, als würde er rasend weiterwachsen.

„Wir sind eingeschneit!“ faßt er es verblüfft zusammen, „Ich kann nicht einmal das Hotel erkennen, die Straße hinter! Willst du es selber sehen?“ Er reicht ihr die Taschenlampe hin.

Doch sie steht nicht mehr bei ihm. In einem Bademantel

hockt sie erst vor dem Kamin, dann zählt sie die daneben aufgestapelten Holzscheite. Es sind vier.

„Nutzlos ohne Streichhölzer und Papier. Es wird weiter auskühlen. Wir haben eine kalte Nacht vor uns“, murmelt sie und schüttelt sich am ganzen Körper. Die Temperatur kann bestenfalls um den Gefrierpunkt liegen.

Erdmann sieht mit Sorge, daß sie trotz des Bademantels immerfort zittert und ein versteinertes Gesicht angenommen hat.

„Ich suche jetzt Decken. Und du ziehst dir alles an, was in einem Koffer ist.“ Sogleich und ohne Widerworte begibt sie sich ins Schlafzimmer. Erdmann folgt ihr mit einem Stoß Steppdecken, die er im Schrank gefunden hat. Es sind nicht viele, aber immerhin für jeden zwei.

Sie liegt bereits im Bett, mehrfach in eine einfache Bettdecke eingeschlagen, und tatsächlich alles tragend, das sie finden konnte: Über dem Pyjama hat sie eine Jeans und eine Bluse gezogen, darüber zwei dünne Pullover, abschließend ihren Bademantel. Außerdem liegen zwei Handtücher um Hals und Schultern. Aber es scheint nicht zu reichen. Erdmann legt nun die beiden Steppdecken über sie. Auch Erdmann begibt sich, gleichermaßen dicht eingekleidet, zurück in sein Bett.

Doch wer Kälte kennt, der weiß auch, daß sich dabei schlecht schlafen läßt. Besorgt schaut er immer wieder zu Alekes Bett, aus dem ein Stöhnen dringt, und es vibriert nach wie vor der auf ihr liegende Deckenhaufen.

„So geht es nicht.“

„Nein, so geht es nicht“, stimmt Aleke stotternd zu. Ihr ist, als läge sie ohne Kleidung auf dem Eis.

Erdmann tritt an ihr Bett und sieht, daß es das Zittern

alleine nicht ist. Auch ihm ist kalt, aber nicht so wie ihr. Außerdem scheint sie immer wieder zu röcheln, so als bekomme sie keine Luft. Die enganliegenden Pullover umschlingen ihren Hals. Ohne sich zu entkleiden, würde es nicht besser werden.

„Wir sollten einander wärmen. Was sagst du?“ – Es ist eine frivole Anfrage, doch berechtigt angesichts der Gefahr.

Bebend dreht sie den Kopf nach ihm; selbst in fötaler Stellung eingekrümmt: Sie kann kein Wort hervorbringen, doch sie nickt.

„Die Betten lassen sich nicht verrücken; das habe ich bereits versucht. Und eines ist zu klein, um es zu teilen. Wir sollten die Matratzen auf den Boden legen, uns darauf in Decken hüllen. Irgendwie aneinander. Ist das in Ordnung für dich?“

Auch Erdmann ist jetzt so kalt, daß er so schnell wie möglich nach einer Lösung strebt. So schleppt er die Matratzen in den Wohnraum und arrangiert sie vor dem Kamin zu einer zusammenhängenden Liegefläche. Was er an Decken, Kissen und Tüchern finden kann, das breitet er darauf aus, bis es wie ein Mäusenest aussieht.

Aleke hat ungeduldig gewartet und setzt sich nun, durch die Kleidung weitgehend unbeholfen, nieder. Wieder dieses Röcheln.

„Ich weiß, es ist widersinnig. Doch am besten wäre es, wenn wir uns entkleiden. Bis zur Wäsche.“

„Einander wärmen?“ stottert sie mit einem erbärmlichen Blick.

„Ja, nur so wird es gehen. Aber ich hoffe, du verstehst mich nicht falsch ...“

„Ich sage es keinem ... , wenn du nichts sagst.“ Dann

beginnt sie mit zittrigen Händen die Auskleide.

Erdmann, der sieht, daß es ihr wegen klammkalter Finger nicht gelingen wird, greift kurzerhand unterstützend zu: Er fährt ihr sogar in die Ärmel, um ihre Arme zu umfassen. Doch erst, als er ihre Hose abstreifen soll, wird ihm komisch. Geradezu hilflos liegt sie vor ihm, bereits teilweise unter die Decke gehüllt und Wärme sammelnd, wie benommen. Doch er knöpft die Jeans auf, wie sie es abgesprochen hatten, und die situationsbedingte Erotik erregt ihn: Warum sollte es auch nicht so sein, angesichts dessen, daß er sie ansehen und anfassen durfte?

Nachdem er ihre Beinkleider abgezogen, und auch er sich bis auf das Unterzeug entkleidet hatte, deckt er sich mit ihr zu, hält aber Abstand. Ihm erscheint es als das beste, wenn sie zunächst Rücken an Rücken liegen – ja, das sey am wenigsten verfänglich und mißverständlich. Es schaudert ihn der erste Kontakt mit ihrem kalten Körper, und es war gewiß eine gute Entscheidung, auf diese Weise zu verfahren, wenn sie die Nacht durchstehen wollten. Tatsächlich schlafen sie ein.

Eine Stunde später kommt er abermals zu sich: Sie schläft, doch nicht mehr abgewendet. Stattdessen hatten sie sich unbemerkt zueinander gedreht, Bauch an Bauch, die Beine wärmend ineinander verschlungen. Aleke hält ihre Arme vor die Brust, in das Zentrum ihres Wärmepols. Sie atmet jetzt entspannt und fühlt sich schon viel wärmer an. Genau genommen hat sie einen ausgesprochen wohltuenden Gesichtsausdruck angenommen, so als würde sie angenehm träumen. Offenbar geht es ihr wieder besser.

Doch wie würde es aussehen, wenn sie erwachte? Immerhin liegt sie gänzlich entblößt, wenn auch nicht nackt, in

seinen Armen. Ihre Unterwäsche reibt sich an seiner Haut, während er bemüht ist, sich möglichst wenig zu regen und unauffällig zu atmen. Er will diesen Augenblick noch etwas länger wahren; sich erfreuen an einem Ereignis, an der noch bis kurz vor seinem Tode würde denken müssen.

Würde sie seinen Geruch scheuen? Seine Behaarung? Seine unerwartete Nähe, näher noch, als sie jemals gekommen waren? Die Sünde, sich während des Schlafs, also ohne Bewußtsein, ihm darzubieten, so als gehöre sie ihm ganz? In gewisser Weise kann man von einem Mißstand sprechen – aber es muß auch etwas bedeuten, daß sie das Schicksal im Schlaf zueinandergedreht hatte; daß sie eine Weile so eng geschlafen hatten, ohne sich zu stören. Ist das nicht ein Zeichen?

Erdmann beginnt mit dem Kopf zu schütteln – das ist mehr, als er verkraften kann. Und nun will er auch alle Bedenken fahrenlassen: Wer sollte schon jene namenlose Freundin sein, von der man sprach? Ihm bedeutet sie nichts! Nicht an diesem Ort, nicht zu dieser Zeit. Ganz im Gegenteil: Jene Schönheit, verletzlich und wohlgeformt, sich an ihn schmiegend, ergeben und von einzigartiger Anmut – *sie* ist es, nach deren Nähe er verlangt. Und wenn diese Nacht auch sein Ende bedeuten mochte, dann würde er es gerne hinnehmen und dazu noch dankbar sein. Denn nicht jedem ist das Glück gegeben, mit einem so großartigen Gedanken abzuleben.

Immerfort betrachtet er die Anbetungswürdige, sonnt sich in ihrer Grazie, dem Abbilde einer ungesehenen Gottheit. Ihre Verwundbarkeit ist es, die ihn stärkt; die ihm neue Sinne lehrt, und so eindringlich sich in seine Erinnerung einprägt, daß er ihr Gesicht in jedem Moment sehen will.

Behutsam löst er einen Arm, auf dem Alekes Kopf ruht. Er kann es nicht verhindern; er muß ihr einfach über den Kopf streichen. Angesichts der sonstigen Kleiderarmut mag das ein frommer Wunsch gewesen sein; doch es reicht ihm. Es reicht ihm bis ans Lebensende. Und so streichelt er sie eine Weile, und vergnügt sich an ihrem beruhigenden Atmen, der zurückgeworfenen Körperwärme, jeder kleinen Regung, die sie noch untrennbarer zusammenbringt. – Und ist es nur ein Zeh, der sich wie von selbst unter die Decke zurücksucht und dabei seinen Fuß streift.

Was würden sie sprechen, fragt er sich, wenn sie am Morgen erwachen? Sollte er so tun, als habe er nie gewacht? Würden sie verlegen auseinandergehen, sich ankleiden und die Angelegenheit schnellstmöglich aus dem Gewissen streichen? Oder würden sie sich ab dem nächsten Tage mit anderen Augen sehen?

Beinahe vergißt Erdmann, daß er lediglich an der Vergangenheit teilnimmt; daß all jenes längst geschehen, längst vergessen ist. Und noch weniger will er begreifen, wie er, im Nachgang dieser innigen Haltung, ausgerechnet ihr Mörder sein soll!

Würde es von nur einer Entscheidung abhängen? Etwas, dem er noch nicht begegnet ist? – Nun, derjenige, der in den Drängen der Not eine Entscheidung trifft, dem sey später sein Handeln nachgesehen. Der aber im Vorsatz, in der Ruhe seines Arbeitszimmers ein Vorhaben schafft, dem sey die ganze Schuld zu Lasten gelegt. Wollte man diese Weisheit als Richtschnur nutzen, dann wäre und bliebe er unschuldig. Denn eine Tötung, die beabsichtigt er ganz sicher nicht.

Und da erscheint ihm abermals das Mitleid mit diesem armen Wesen: Wie sie daliegt in seinen Armen, sich mehr

als die Hälfte ihrer Haut, teils schweißnaß, berührt, und sie wie ein einziges Lebewesen ruht, da wünscht er zu sagen: Sie hat es nicht verdient! Nein, sie verdient ein langes Leben; ein Leben voller Abenteuer und Abwechslung; voller Freude und beharrlichem Ehrgeiz; ein Leben mit einem Sinn, einer Widmung, einem Anliegen, das niemand vor ihr anzustreben wagte. Wenn jemand weiterzuleben verdient, dann ist es sie vor allen anderen.

Er glaubt zu weinen angesichts seiner Hilflosigkeit. Wenn er sie anschaut, ist er glücklich; wenn er mit verschlossenen Augen an die Tatsache geschehener Vergangenheit denkt, treibt es ihm Tränen in die Augen. Bald schon, wenn er ihren Tod miterlebte, würde diese Welt zusammenbrechen; würde jeder ehrbare, noch so hinreißende Moment verschwinden. Und dann kehrte er zurück in einen Supermarkt; in eine Welt mit Gurkenwasser. All das – das romantischste Ereignis seiner Tage – müßte er dann eintauschen für eine Eintrittskarte aus Gurkenwasser und einem blau leuchtenden, unnahbaren Gespenst.

„Wenn es ihr nur helfe“, murmelt er unhörbar und will auch nicht gehört werden. Aber er mußte es sagen, irgend jemandem.

Als hätte sie es doch vernommen, blinzelt sie mit den Augen und fällt sogleich in den Schlaf zurück. Erdmann erschrickt. Es ist nichts geschehen.

Er erkennt: Mit Leichtigkeit könnte er sich ihren Lippen nähern und sie sogar küssen. Und aus ihrer Bereitwilligkeit, sich mit ihm nahezu nackt unter dieselbe Decke zu bringen, zeigt sie hinreichend, daß sie einem harmlosen Kuß nicht abgeneigt sey. Hatte sie es nicht schon in der Telefonzelle versucht? Und war jene eingeschneite Blockhütte

nicht genau das, was sie sich unter einem abgelegenen Ort vorstellten?

Das Schneetreiben verstärkt sich sogar bis zum frühen Morgen, dann endet es. Erdmann ist in Sorge, daß die Schneehöhe seinen Kopf überragen könnte. Daß die Helligkeit der Morgensonne über die Schlitzte der Fensterläden ins Innere der Hütte dringt, zeigt ihm, daß es nicht so schlimm sein kann.

Er, der sich bereits angekleidet hat, schaut auf die bewußtlose Schönheit, die noch immer, fest eingewickelt, unter den Decken schläft; schläft, als hätte sie eine Woche lang nicht ruhen können.

Noch immer ist es kalt, und es gibt nur einen Ausweg. Gleich nach ihrem Erwachen müssen sie die Tür aufstemmen, sich irgendwie einen Weg bahnen; müssen zu den anderen finden; die Straße hinab zum Hotel. Auch dort wird man sich mittlerweile sorgen; wird vielleicht bereits ein Vordringen versucht haben. Sie müssen dem entgegenkommen, es hilft nichts; so romantisch und notwendig diese Nacht auch gewesen sein mag.

Gleichwohl beruhigt es ihn mit Stolz, daß nichts Wesentliches zwischen ihnen geschehen ist. Weder hat er sich der Versuchung hingegeben, sie auf den Mund zu küssen; noch wurde er aufdringlich und ist ihr mit der Hand unter die Wäsche gefahren. Ihm würde man nichts nachsagen können; er hatte sich durchweg wie ein Ehrenmann verhalten. Und läßt man das Männliche und Weibliche beiseite – das ist der Drehpunkt jeder Liebe und jeder Abscheu –, dann haben sie

einander lediglich Hilfe geleistet. Ja, sie hatten beide einen Nutzen von ihrem Gegenüber, und wenn man so will, kann man diesen auf einen Begriff, *Körperwärme*, zusammenkürzen. Doch sowohl Aleke als auch Erdmann wissen, daß mehr dahintersteckt. Niemand sonst wäre auf diese Idee gekommen; oder hätte sich so bereitwillig entkleidet, dem vorgeblichen Zweck geopfert, daß der Hautkontakt mehr Wärme abgibt, als ein paar übereinander getragene Pullover sie zurückhalten! Gewiß, es war eine Zweckdienlichkeit. Doch eine höchst bemerkenswerte.

Mit morgendlicher Kraft stemmt er sich aufs neue gegen die Tür der Blockhütte – und kann den dahinterliegenden Schnee tatsächlich lockern. Er schiebt sie ganz auf und kann seinen Augen kaum trauen: Bis zum Hosengürtel reicht das unermessliche Weiß, das nicht nur das Haus, sondern auch die Landschaft unter sich begraben hat: Bäume beugen sich unter der Last, Sträucher, Zäune, Straßen sind nicht länger erkennbar. Es erstaunt, daß das Dach ihrer Hütte bar so einer Schneehöhe nicht ein einziges Mal Töne von sich gegeben hat.

Aleke, die ihm abreisefertig folgt, sucht nach Anzeichen des Weges. Auch Erdmann müht sich, nahezu vergebens, zu erinnern, wie genau sie vergangenen Abend hierhergekommen sind.

Da es jetzt aufgeklärt ist, sehen sie zumindest die Dächer der kleinen Stadt, etwas talwärts. Wenn sie es bis dorthin schafften, würden sie schon auf das Hotel und die Reisegruppe treffen.

So stapfen sie los: Erdmann voraus, der sich mit Händen eine Schneise bahnt, immer Schritt um Schritt, entlang des mutmaßlichen Weges. Aleke folgt ihm, doch auch ihr

ist kalt aufs neue: Beide sind für den frühen Herbst mit seiner immer noch gutmütigen Sonne gekleidet, tragen einfache Hosen und einfache Schuhe; jedenfalls nichts, das der durchdringenden Kälte und Nässe dicker Schnee-Lagen Widerstand bieten würde. Nicht einmal Schal oder Handschuhe haben sie bei sich.

Wie sie sich ein Fünftel des Weges vorangekämpft haben, passieren sie einen kleinen Wald, durch den der mutmaßliche Weg mit zwei verschlungenen Kehren führt. Genau genommen stolpern sie mehr schlecht als recht in gerader Linie zwischen den Bäumen entlang, manche von ihnen so dick mit einer weißen Schicht bedeckt, daß man nicht einmal die Baumart erkennen kann. Mit ziemlicher Gewißheit liegt unter ihren Füßen kein Weg, aber immerhin scheint die Richtung zu stimmen.

Als es geschieht, sind sie zwar erschöpft, doch frohen Mutes. Aleke hat ihren Begleiter sogar einmal angelächelt, was ihn darin bestärkt, daß sie vergessen und vergeben kann; mehr noch, daß ihr die außergewöhnliche Zusammenkunft gefiel: die Stunden der genötigten Isolation, die vagen Andeutungen in Wort und Gestik, die erotische Komponente ihres Zusammenseins. Das läßt sie über Hunger und Erschöpfung hinwegsehen, sodaß sich jenes erste Lächeln vorwagt.

Mit einem Male aber kracht es gewaltig im Wald, als würden Knochen eines riesigen Ungeheuers brechen und zerrissen. Es rauscht, es lärmt, ohne daß man eine Richtung ausmachen kann. Schneemassen fallen zu Boden, gleichwohl es gar nicht schneit. Erschrocken drehen sie sich, dann sehen sie den Baum fallen.

Ein schönes Geschöpf, dieser stämmige Baum, makellos

bis zum vorherigen Abend, nunmehr der Lasten müde, mit der er nicht nur sich, sondern auch zwei junge Menschen in den Tod reißen will. Im Affekt springt Erdmann seiner Gefährtin einen Schritt zu, umklammert sie so fest, daß ihr der Atem wegbleibt, schaut ein letztes Mal in ihr ängstliches Gesicht, das sie zum Verweilen, zum Erwarten des Unvermeidbaren verbannt.

Dabei will er sie eigentlich schützen, doch die Zeit reicht nicht. Wenn ein Baum fällt, dann fällt er rasch, daß selbst dem Menschen keine Chance auf einen Ausweg bleibt. — Manchmal jedenfalls, es trifft ja immer die Glücklosen.

Sie dagegen, Aleke, wird durch einen Restzweifel genährt, der sie jetzt glauben läßt, daß er sie mit seinem Griff morden will; daß er sie vor das sich auf sie stürzende Ungetüm werfen will, zu jenem einen Zwecke: Damit sie niemals etwas von dieser Nacht verlauten ließe, ganz besonders nicht gegenüber seiner Freundin. Es ist ein grausiges, bedauernswertes Mißverständnis, das die beiden in ihren letzten Sekunden begleitet: Er, der ihr Gutes will; sie, die an Gutes zu glauben nicht bereit ist.

Es bleibt keine Zeit für Bedauern. Im Momente des Erschlagenwerdens bricht eine andauernde Dunkelheit herein.

Fünfte Enge

Schauern durchzuckt Lebemanns Körper, der die Augen aufreißt, als wäre er aus einem Alptraum erwacht. Noch um einiges mehr erschrickt er vor dem Wachmann, der ihn mit dem Griff seiner Taschenlampe an der Schulter anstößt und

offenbar zu wecken bemüht ist. Er ist wieder im Supermarkt. Seine Reise in Jenseits ist beendet.

Leberecht blinzelt dem grellen Deckenlicht entgegen. Mit dem anbrechenden Morgen hat der Supermarkt geöffnet, und der Wachmann hält ihn offenbar für betrunken, fordert ihn zum Aufstehen auf und begleitet ihn an die Tür. Immerhin will er nicht die Polizei rufen, wohl um auch seine eigene Unfähigkeit nicht ausbreiten zu müssen, versehentlich einen Kunden eingesperrt zu haben.

Behäbig und benommen tritt Leberecht nach Hause; er muß sich zunächst seiner Rückreise bewußt werden; zu lange hat er als Erdmann gelebt, sich zuletzt wie Erdmann gefühlt und benommen. Jetzt muß er eine Identität verdrängen, die ihm so nahesteht wie seine eigene. Und Aleke? Die ist wieder einmal verschwunden. Jedoch, ist ihr Fluch damit gelöst?

Der Tragik zum Trotz bleibt ein gewaltiger Impuls an Liebe erhalten, der ihn wie im Wahn Sehnsucht empfinden läßt. Nunmehr steht er dort, wo er sich schon die ganze Zeit vermutet; nämlich inmitten eines Dreiecks, an dessen Ecken *Gewissen*, *Träume* und *Liebe* stehen. Jenem Triumvirat ist eigen, daß je einer der Eckbegriffe die anderen beiden beeinflusst: Liebe für einen Menschen kann aus einem Traum resultieren, ebenso wie ein Verliebter von seinem Mädchen träumt. Zweitens wählt man Verliebtheit nach seinem Gewissen, seiner Moral; und die Bindung verändert das Gewissen. Drittens richten sich die Motive eines Traums nach den Vorstellungen des Gewissens; und je nach seinen Taten und Schulden wird man entsprechend träumen.

Leberecht fürchtet seit diesem Tag seine Träume. Er fürchtet, was er zu sehen gezwungen war, möglicherweise eine

Wiederholung der im Jenseits verlebten Ereignisse. Er mußte dann den Schrecken des Todes abermals erleben – eine Erfahrung, die man üblicherweise nur einmal macht. Doch wo Aleke tatsächlich starb, kehrte er ins Diesseits zurück, so als würde er einen Film ausschalten. Gleichwohl ging er nicht ohne Andenken: Sowohl seine Brust als auch seine Hände und der Hals fühlen sich weiterhin stellenweise unnatürlich warm an; dazu gesellen sich nun auch die Schulterblätter. Er erinnert sich, daß sich ihre Rücken in der Bettstätte genau dort berührten.

Nur: wie sollte es weitergehen? Er würde dem Geist Aleke nur dann seine Erkenntnisse, gemeint ist *ihr* Irrtum, mitteilen können, wenn sie ihm denn noch einmal erscheinen wollte! Und in der Tat, es gab Bedeutendes mitzuteilen!

War es nicht so, daß Aleke sich in allem täuschte? Sie hatte ja angenommen, daß Erdmann ihr Mörder sey; daß sie aus dieser Unruhe und Ungerechtigkeit heraus zum Herumspuken verdammt sey. Nichts von dem stimmte, Erdmann war unschuldig! Mehr noch, er hatte sie retten wollen! Sollte ihr das an Genugtuung reichen, um Frieden zu finden?

Leberecht weiß es nicht; er weiß nicht mehr viel in seinem Leben. Über Tage liegt er besonnen und erschöpft daheim; bemüht sich um Einzelheiten seiner Erinnerung. Und fragt sich auch, ob er alles niederschreiben soll. Auch ein Bruch der Logik seiner Wahrnehmung ist spürbar:

Über die sogenannte „logische Vermutung“ läßt sich fragen: Wie logisch ist Logik in der wissenschaftlichen Konsequenz? Wenn jemand zu seiner Haustür zwei Schlüssel hat und beide in gewisser Verwahrung – kann es dann sein, daß ein Dritter seine Tür öffnen kann? Die Logik sagt Nein, die Fantasie Ja, denn der Dritte könnte ja einen Schlüssel

gebrauchen, der ihm nicht bewußt ist. Und wenn ebenjener das Türschloß selbst baut und die Schlüssel von Hand feilt? – Auch dann ist nicht zwingend der Logik zu folgen, denn das Schloß könnte geschickt aufgebrochen worden sein. Das alles sagt, daß Logik keineswegs die Vernunft oder gar die Fantasie bestimmen sollte.

Auf seine Begegnungen mit Aleke übertragen bedeutet es: Zweifel. Je länger er darüber nachdenkt, desto weniger kann er sich der Überzeugung hingeben, daß sich etwas derart Fantastisches zugetragen haben soll. Insbesondere in seinem sonst so langweiligen Leben.

Eines Tages nun geht Leberecht durch die Straßen. Nicht fern seiner Wohnung bemerkt er eine Person in seltsamer Haltung: Ihm den Rücken zugekehrt, hält die junge Frau beide Arme etwas angewinkelt zu beiden Seiten von ihrem Körper weg, so als dürfe sie sich selbst nicht berühren. Sie verweilt vor einer Haustür und hat diese direkt vor dem Gesicht, ohne daß sie eine Handlung unternimmt, das Haus zu betreten, noch sich davon zu entfernen.

Leberecht ist das auffällig genug, um näherzukommen. Als sie noch ein paar Schritte trennen, sieht er auf dem Boden die verteilten Schalen einer Orange; auf den Stufen zur Haustür liegt ein kleines Messer. Leberecht sieht weiter, daß ihre abgespreizten Hände mit Orangensaft bekleckert sind, ja, geradezu tropfen.

„Kann ich helfen?“

„Ich möchte mein Haus betreten – und kann es nicht. Könnten Sie mir aufschließen helfen, indem Sie den Schlüssel aus meiner Hosentasche ziehen? Es ist die linke.“

Bemerkenswert zweideutige Aussagen wie diese kennt Leberecht nur von einer Person.

„Aleke?“

Sie dreht sich um – sie ist es!

Leberecht will sogleich die Maske seiner Trübseligkeit hinfortwerfen, sie am liebsten umarmen, herzen und küssen. Doch er hält sich zurück. Fantasie muß von Ehrbarkeit geschieden stehen.

Aleke senkt die Arme. Wie er vermutete, war es ein Vorwand, obwohl der Saft von den Fingerspitzen zu Boden tropft. Sie ist schön, wie gewohnt, doch noch immer mit einem ermüdeten Gesicht gezeichnet, karg an Worten und karg an Ausdruck. Es scheint, denkt er, daß sie noch immer nicht erlöst ist.

„Es war kein Mord! Es war ein Unfall! Ich habe es gesehen! Ich war ja dabei!“ – Sein Elan über die frohe Kunde kann ihre Lethargie nicht durchdringen. Er vergißt, daß sie tot bleibt, einerlei, was geschehen ist. Schließlich berichtet er ihr ganz sachlich von ihren letzten Minuten im Wald. Dies nimmt sie emotionslos, geradezu kaltherzig hin. Er will ihr keinen Vorwurf machen, schließlich ist sie die spukende Seele eines verstorbenen Menschen. Ob die überhaupt Freude und Lust empfinden können?

„Wie ist es so . . . , tot zu sein?“ will er nun doch wissen.

„Man merkt es. Doch läßt es sich darüber hinaus nicht beschreiben.“

„Weißt du, Aleke, ich hatte mehr erwartet. Mehr dessen, was ich für dich tun kann. Verstehe mich nicht falsch: Die jenseitige Begegnung mit dir war faszinierend und bezaubernd!“

„Wir sind uns im Jenseits nie begegnet“, antwortet sie kühl, „Das warst nie du!“ — Ihre Offenheit ist verletzend. Doch kleine Schnitte heilen rasch, ohne daß man sich ih-

rer erinnert. Es sind die tiefen Schnitte, die als Mahnmal bleiben.

„Aber du hattest mich um Hilfe gebeten . . . , und nun . . . , ich meine: War meine Zeitreise, die Übernahme der anderen Identität . . . , war das alles umsonst?“ – Bedrückt setzt er sich auf die Stufen nieder und zählt die Pflastersteine: Den Tod zu erfahren, muß doch irgendeinen Preis haben!

„Ist dir je in den Sinn gekommen, daß der eine Grund, weshalb ich immer wieder erscheine, jener ist, daß mein Körper nie gefunden wurde?“

Erstaunt öffnet er die Augen. Das ist ihm in der Tat nicht in den Sinn gekommen. Sofort hebt er den Kopf – doch sie ist weg. Aleke ist schon wieder fort. Flüchtig, wie es einem Gespenst ziemt. Und vermutlich hat niemand sonst diese Unterhaltung wahrgenommen.

Immerhin hat er jetzt eine Aufgabe.

Wie konnte er das nur übersehen? Nicht nur, daß diese arme, willenlose Seele ihre große Liebe für ihren Mörder gehalten hatte; auch das Unglück des Nie-gefunden-werdens mußte sie quälen; und ein verblichener Mensch mag dem mehr Bedeutung beimessen, als jeder Lebende. Ob es mit der Befriedigung durch einen eindeutigen Abschluß zu tun hat? Etwas, das noch *abschließender* ist als der Tod selbst?

Wie auch immer, Leberecht macht sich sogleich an die Aufgabe. Denn wenn der Körper von Aleke nie gefunden wurde, lassen sich daraus eine ganze Menge Informationen ablesen: Da sie nie zur Gruppe zurückgekehrt waren, hatte man gewiß nach ihnen gesucht, aber nur eine verlassene

Hütte vorgefunden. Führten von dort Fußspuren durch den Schnee, die durch Neuschnee verdeckt wurden? Waren sie unbewußt vom Weg abgekommen und man suchte an der falschen Stelle nach ihnen? Außerdem bedeutete es, daß nicht nur einem Menschen dieses tragische Schicksal widerfahren war, sondern auch einem zweiten, nämlich Erdmann. Glücklicherweise hatte sein Geist ihn nie heimgesucht.

Leberecht besitzt den Vorzug, daß er sich an Einzelheiten erinnert, die die Verstorbenen nicht weitergeben konnten: Und so recherchiert er tagelang, vertieft sich in Kartenmaterial, insbesondere Satellitenbilder.

Er weiß, daß es irgendwo in Schottland geschehen war, irgendwo nördlich von Stirling. Würde er dort ein Hotel in den Bergen identifizieren? Eine dazugehörige Hütte? Dann hätte er den verhängnisvollen Ort gefunden.

Dagegen steht, daß er nicht mit Gewißheit sagen kann, wann sich das Unglück zugetragen hatte. Wenn es viele Jahre her war, dann ist gut möglich, daß es Hotel und Hütte nicht mehr gibt.

Mithilfe von Schlagworten wie *vermißte Schüler, Schottland, Hotel* durchsucht er das Internet – in variablen Sprachen und Schreibweisen. Schließlich stößt er auf die Bibliothek einer Kleinstadt, die ihre Lokalzeitung der vergangenen Jahrzehnte archiviert und im Internet zum Durchsuchen bereitstellt. Genau dort wird er fündig: In einem kurzen Beitrag werden zwei vermißte Jugendliche erwähnt, dazu ein Schneesturm. Das liegt geraume Zeit zurück. Genau genommen, ist auch dieser Beitrag nur beiläufig, denn datiert ist der Artikel auf den Frühling im Jahr nach deren Verschwinden, in dem man eine in der Nähe des Hotels niedergegangene, durch eine Schneeschmelze ausgelöste

Mure schildert. Und das aufregendste Ereignis im Ort war nun einmal das Verschwinden der Jugendlichen gewesen. Also stellte der Reporter abschließend die Frage: Hat ihr bisheriges Nichtauffinden damit zu tun?

Auf dem Satellitenbild verfolgt Leberecht den Weg, den er, seiner Erinnerung nach, erst vor wenigen Tagen mit Aleke beschritten hatte. Er weiß noch, daß, von der Hütte ausgehend, die Sonne stets rechts von ihnen stand. So sieht er, daß sie demnach weitab des eigentlichen Weges zum Hotel gegangen waren; daß sie den Berg auf der falschen Seite herabstiegen, sich mutmaßlich im Wald verliefen, wo sie letztendlich erschlagen wurden. Wenn dort ihre Leichen unter Schnee bis zum Frühling lagen und dann von einer Mure begraben wurden . . . , nun, dann wäre es verständlich, daß man ihre Leichen niemals fand.

Eifrig hält Leberecht seine Erkenntnisse auf Papier fest und heftet einen markierten Kartenplan daran. Den schickt er anonym an die vor Ort zuständige Polizeistation in Schottland. Und dann gilt es darauf zu warten, was geschieht; wie sich alles weiterentwickelt.

Viele Tage verfolgt er aufmerksam die Lokalnachrichten, das Fernsehen, die Mitteilungen der schottischen Polizei. Bislang ohne es einen Hinweis auf den Fund. Vielleicht ist es einfach zu lange her.

Schließlich ist er besessen von der Idee, es den Beamten direkt zu zeigen, auch auf die Gefahr hin, für den Mörder gehalten zu werden. Wer sonst sollte Kenntnis vom Verbleib ihrer Körper haben? Und mit einer Geschichte über einen Geist, der ihn in die Vergangenheit versetzte, brauchte er gar nicht erst anzufangen. Aber er fühlt ebenso das Bedürfnis nach Auflösung des Falls; verlangt eben jene Endgültigkeit,

die auch der Geist Aleke wünscht.

Kurzerhand packt er eine Tasche und findet sich mit Tickets in der Hand beim Bahnhof ein. Damit fährt er auch eine ganze Weile in die richtige Richtung, bis etwas Eigenartiges geschieht. Und Eigenartiges ist üblicherweise das, womit sich die Erscheinung Aleke einleitet.

Gerade noch döst er dahin, in Gedanken, was und wie er der schottischen Polizei seine Fallkenntnis erläutern solle. Die Bedrücktheit und seine gegenwärtige Mitfahrt in einem Zug leitet ihn hin zu einer Allegorie dessen, wie er das Leben sieht. Demzufolge beginnt das Leben im Gepäckwagen, am Ende des Zuges: Man hat nichts. Die meisten Menschen arbeiten sich zum Personenwagen vor, werden gewöhnlich unter der Menge. Manche von ihnen schaffen es bis zur Ersten Klasse, wenige werden den Zug führen. Wird man allerdings älter, steigt man an einem Provinzbahnhof aus und muß zusehen, wie einem die Züge davonfahren, wenn sie denn überhaupt anhalten. Was die Greise stattdessen erkennen sollten: Der lebenslange Kampf um einen Sitzplatz hat ein Ende. Fahrscheine müssen nicht mehr gekauft, Gepäck und Sitzplatz-Berechtigungen nicht mehr kontrolliert werden. Die drögen Geräusche der Fahrt über Gleise tauschen mit Stille. Und man ist nicht länger auf die vorgegebenen Gleisbauten und ihre fixen Weichenstellungen angewiesen – sondern kann gehen, wohin man will. Zuletzt stellt sich die unvermeidbare Frage, warum man als Kind überhaupt in diesen Zug einsteigen sollte.

Leberecht überlegt, wo er in diesem Gleichnis steht. Daß er bereits zugestiegen ist, darin besteht kein Zweifel. Doch bis wohin kann er mitfahren? Würde er das Ganze bis zum Ende bringen? Vom Zug springen? Sitzenbleiben, bis der

Zug entgleist? Er lächelt, denn das Gleichnis ermöglicht verblüffend vielfältige Möglichkeiten.

Seine berechtigten Gedanken werden unterbrochen durch einen unplanmäßigen Halt, ausgerechnet an einem kleinen Bahnhof im kaum besiedelten Hinterland zwischen den Städten; einem Bahnhof, an dem der Zug nicht halten sollte. Eine Durchsage weist darauf hin, daß die Zugfahrt aufgrund technischer Probleme hier endet; man bittet die Fahrgäste zu einem Ersatzzug auf ein Nachbargleis. Leberecht folgt der Menge auf den Bahnsteig, folgt zahlreichen Hinweisschildern und Pfeilen, die ins Untergeschoß des Bahnhofs verweisen, immerfort die Treppen hinab. Da viele Bahnhöfe mehrgeschossig gebaut sind, denkt er sich nichts dabei.

Doch ihm wird seltsam, als man Etage um Etage überwindet; als man derer bereits die Sechste zählt! Ferner, daß Leberecht soweit in seine Tagträumerei vertieft ist, um erst jetzt bemerken, daß er weder anderen Fahrgästen folgt, noch ihm solche folgen – daß er alleine ist.

Am Ende der Treppe erreicht er eine Sackgasse. Es gibt kein tieferes Stockwerk. Was er sieht, gleicht nun einer Tiefgarage: einem kargen Betonkeller mit wenigen Türen, noch weniger Schildern, noch weniger Licht. Hier, so scheint es, drückt sich die Gesinnung eines entstellten Geistes wie Alekes aus.

An anderer Stelle führt eine kleine Nebentreppe wieder aufwärts; er folgt ihr. Nach nur wenigen Stufen erreicht er einen Raum, abermals eine Sackgasse. Eine kleine Glühlampe in der Ecke gebiert ihm einen Schatten, und dann sieht er, daß daraus ein Zweiter hervorgeht: ein Schatten im bläulichen Schimmer. Eine Gestalt tritt aus der Dunkelheit, nähert sich und formt eine schwächliche Silhouette. Der

Eindringling erstarrt vor Angst.

„Ich kann jetzt gehen; werde gehen. Dank dir.“

Leberecht atmet auf. Diese Stimme kennt er, auch wenn er Aleke sonst an angenehmeren Orten begegnete. Sie tritt in das spärliche Licht und zeigt sich. Gleichzeitig weitet sich der Schimmer hinter ihr aus, formt sich zu einem Reigen, zu einem Schirm, einem Rund aus blauer Fantasie. Es sieht aus wie ein Portal, und Aleke wendet sich ihm zu.

„Dann hast du mir nichts mehr zu sagen? – Verzeih, ich bin froh, daß ich dir helfen konnte. Aber ich bin auch traurig über den Abschied. Mir werden nur Erinnerungen bleiben.“

„Und Geschenke.“

„Geschenke?“

„Fühlst du nicht die Male brennen? Sie wärmten dich und waren meiner Dankbarkeit angemessen. Sie sind das, was du von mir erhieltest.“

Leberecht fährt sich mit der Hand über Brust und Hals:

„Dann bleibt mir das erhalten?“ Seine Stimme verlaudet eine grundlose Enttäuschung. Aleke dreht sich ihm wieder zu, bleibt direkt vor ihm stehen. Einfühlsam schaut sie ihm in die Augen, das kann man sogar trotz des wenigen Lichts erkennen.

„Was ist schlimmer? Daß einem etwas genommen wird, das man schon immer besessen hat? – Oder etwas genommen wird, das man als Geschenk erhielt?“

Daraufhin legt sie ihm ihre Hand auf die Brust, nimmt seine Hände und küßt sie; lehnt sich vor und küßt auch seinen Hals; an genau jenen Stellen, die ihn bislang wärmten. Angesichts der unerwarteten Zuwendung weiß Leberecht nicht, ob er zurückschrecken oder sich hingeben will. Gleichwohl verschwindet in diesem Moment das unmerkliche Brennen

an den betreffenden Körperstellen – im Tausch mit dem Gefühl von zärtlichen Küssen. Ein gutes, nachhaltiges Geschäft.

Doch unverkennbar blüht die Endgültigkeit ihrer Begegnungen, da sie sich nun wirklich dem blauen Schimmer zuwendet, hinter dem Leberecht, mit blinzelnden Augen, die Konturen der Rückwand nicht zu erkennen vermag. Ob es sich auflöst, wenn sie einmal hindurchgegangen ist? Ob ihr dann die Möglichkeit zur Rückkehr für immer versperrt bleiben wird?

Ein letztes Mal muß der Umworbene eine Entscheidung treffen: Aleke hält einen Moment inne. Noch einmal greift sie nach seiner Hand, faßt seine Finger und deutet einen leichten Zug an. Es ist nicht schwer zu erraten, daß sie wünscht, er möge mit ihr kommen. Die kleinlichen Anmerkungen sind unmißverständlich: Woran man zieht, wenn auch mit wenig Kraft, das möge einen begleiten. Doch das geht Leberecht zu weit.

Er, ein einfacher Mensch, soll ihr, einem nicht weiter beschreibbaren Wesen, in einen blauen Dunst folgen? Einem mutmaßlichen Portal in eine andere Dimension, und wollen wir sie auch *Jenseits* nennen? Wäre er dann nicht gleichermaßen tot? Würde ein Mitgehen nicht das Ende seiner Existenz bedeuten? Konnte sie ihn zwingen, wenn er sich weigerte? — Kann man einen zum Tode Verurteilten mit vorgehaltener Waffe zwingen, zum Galgen zu gehen?

Dabei möchte er nur zu gerne in ihrer Nähe bleiben. Wenn sie ihm nur gelegentlich als Spuk erschiene, wäre ihm das schon genug – gerne denkt er an die sinnliche Enge in der Schwimmbadgrotte, oder die in der Telefonzelle zurück; gerne will er sein Leben ändern, sich nur ihr widmen, so

wie man als Verliebter alle Brücken hinter sich einzureißen bereit ist. Doch ihr ins Unbekannte folgen? Ohne zu wissen, was ihn erwartet?

Freilich hätte er fragen können – ihm wäre keine Antwort gegeben worden. Diese Frage, dieses Angebot mußte mit einer Geste entschieden werden. Wenn er auch ihre Hand greift, ihren Schritten folgt, tapfer nach vorne blickt . . . , dann wäre die Angelegenheit entschieden. In Alekes Augen kann er erkennen, daß auch sie sich nicht ernsthaft zu trennen wünscht; daß sie aber gehen muß. Eine unbekannte Macht zieht sie an, vielleicht die Ewigkeit. Für sie gibt es im Diesseits nichts mehr zu tun; auch sie muß Brücken abbrechen. Letztendlich jedoch leben sie in zwei Welten – und es gibt keine eindeutige Schnittmenge. Jedenfalls sollte es keine geben, denn die Wiedergabe der Ereignisse verheißt ja das Gegenteil.

Jedoch, Leberecht traut sich nicht. Zu fremd ist ihm das Treiben; zu fremd vom Menschlichen. Er hatte noch nie in seinem Leben um so viel Aufmerksamkeit verlangt; und sie nun mehrfach und überwältigend erhalten. Das mag ihm bis ans Ende seiner Tage genügen; er kann ihr jedenfalls nicht folgen; er muß sie ziehen lassen.

Als sich das blaue Schimmern auflöst, steht er allein in der Dunkelheit. So lange wie möglich versucht er sich ihren Gesichtsausdruck zu verinnerlichen; möchte sich möglichst lange an ihr Aussehen, ihre Stimme erinnern. Doch was er weiß, das verblaßt bereits. Als sie ihm noch gegenüberstand – wie hingebungsvoll schweifte er aus in Bewunderung über jede einzelne Haarlocke, jede Hautfurche, jeden Pupillenreflex, jede Bewegung, jede Silbe aus ihrem Mund. Und in gewisser Weise mag es albern sein, sich der Beschreibung

eines Gesichts oder einer Haltung auf einem Dutzend Seiten zu widmen.

Aber warum nicht, wenn es die Sache lohnt?